



Westfälische
Wilhelms-Universität
Münster



Zuwanderer knüpfen Kontakte

Bericht zur qualitativen Zusatzstudie

Dr. Marina Seveker/ Dr. Jörgen Svensson/ Prof. Dr. Dietrich Thränhardt

Enschede/ Münster, im Februar 2007

Inhalt

0	Vorwort.....	3
1	Einleitung.....	5
1.1	Die Fragestellung und Zielsetzung der Studie.....	7
1.2	Aufbau des Berichts.....	8
2	Anlage und Durchführung der Studie.....	9
2.1	Der Leitfaden.....	10
2.2	Zur Befragtenauswahl.....	11
2.3	Zur Durchführung der Studie in Münster.....	11
2.4	Zur Durchführung der Studie in Enschede.....	12
3	Zur organisierten Perspektive auf die Erstintegration.....	14
3.1	Die Bausteine der Lotsenarbeit und die Perspektive der Lotsin auf Migranten in Münster.....	14
3.2	Die Komponenten der Erstintegrationsförderung in Enschede.....	19
4	Die Perspektive der Neuzuwanderer auf die Erstintegration.....	23
4.1	Ausgangsorientierungen.....	23
4.2	Stellungnahmen zur (nicht-)organisierten Förderung.....	26
4.3	Stellungnahmen zu Austauschbeziehungen mit Einheimischen.....	30
4.4	Zugehörigkeitsorientierungen.....	34
4.5	Lebensprojekte und Integrationsstrategien von Migranten.....	39
5	Schlussbetrachtungen.....	53
	Literatur.....	56
	Anhang.....	58

Vorwort

Das Überschreiten von Grenzen in der einen oder anderen Richtung ist in der modernen Gesellschaft ein Normalfall. Migranten bringen ihre eigenen Ressourcen mit und häufig auch eine hohe Leistungsfähigkeit. Die Aufnahmegesellschaft erwartet ihre Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Die Städte Enschede und Münster wollen die Situation von Migranten in der deutschen und niederländischen Gesellschaft durch ihre Maßnahmen positiv beeinflussen. Mittels der quantitativen Untersuchung haben wir gezeigt, in welchen Lebensbereichen die Integration von Neuzuwanderern in beiden Städten fortgeschritten ist. Während mit der quantitativen Untersuchung der Integrationserfolg von Neuzuwanderern quantitativ gemessen wird, wobei die 'Sprachhypothese' in Enschede sowie die 'Wohnhypothese' in Münster überprüft werden, erlaubt eine qualitative Studie weiterführende analytische Aufschlüsse zur Erklärung der Integrationserfolge von Migranten, wobei auf ihre eigenen Orientierungen und Einschätzungen eingegangen werden kann.

Die qualitative Zusatzstudie wurde unabhängig von den 2004 und 2005 in Münster und Enschede durchgeführten (vgl. Michalowski u. a. 2006) und 2006 fortgeführten quantitativen Studien zur Integration von Neuzuwanderern durchgeführt (vgl. Seveker u. a. 2006). Mittels der Zusatzstudie sollen die Integrationsentwicklungen bei den untersuchten Personen beschrieben werden, und zwar aus der Perspektive der Migranten selbst. Es wird exemplarisch aufgezeigt, wo die Migranten ihre Chancen auf Integration infolge von staatlichen und lokalen politischen Maßnahmen oder unabhängig davon wahrnehmen und welche Rolle dabei die Kontaktaufnahme zu Einheimischen spielt.

Die vorliegende Zusatzstudie wurde in Zusammenarbeit mit der EUREGIO durchgeführt und durch die Europäische Union, das Wirtschaftsministerium des Bundeslandes NRW und die Provinz Overijssel, die Stadt Münster und die Gemeinde Enschede unterstützt. An dieser Stelle möchten wir uns für die finanzielle Unterstützung der Zusatzstudie, aber auch für eine engagierte Zusammenarbeit bedanken. Unser Dank geht an Jochen Köhnke, Dezernent für Aussiedler-, Flüchtlings- und Asylbewerberangelegenheiten der Stadt Münster und Vorsitzender der Regiegruppe im INTERREG-Projekt sowie an seinen Vertreter aus Enschede, Joop Hassink. Für eine erfolgsorientierte Zusammenarbeit bedanken wir uns auch bei Stephan Nover, Henk Grooten und Ger Gankema, Geschäftsführer des Projekts in Münster und in Enschede.

In Enschede gilt unser besonderes Dankeschön Joke Sauer und Gerda van der Ziel, Dozentinnen des ROC, die unmittelbar an der Durchführung der empirischen Untersuchung mitgewirkt haben, sowie den studentischen Assistentinnen Willeke Keijsers und Krystal Singh, welche die Durchführung der Zusatzstudie in Enschede unterstützt haben. In Münster geht unser Dank an Monika Schuller (Stadt Münster) für ihre Mitwirkung bei der Durchführung der Zusatzstudie sowie an Irina Ilina (Universität Münster) für die kompetente Interviewführung. Aber auch unseren Befragungspersonen in Münster und in Enschede, die unsere empirische Untersuchung durch ihre Mitarbeit unterstützt haben, schulden wir einen ganz besonderen Dank.

Enschede und Münster, im Februar 2007

Dietrich Thränhardt

Jörgen Svensson

Marina Seveker

1 Einleitung

Die vorliegende Studie nimmt den Zusammenhang zwischen interethnischen Kontakten und Integrationsentwicklungen von Migranten in den Blick. Die Integration verstehen wir hierbei als einen fortwährenden gesellschaftlichen Prozess, an dem sowohl die Zugewanderten als auch die Einheimischen partizipieren. Dem Verständnis der Integration von Klaus J. Bade zufolge stellt die Integration einen lange dauernden Kultur- und Sozialprozess auf Gegenseitigkeit dar (vgl. 2006: 16, 21). Diesem stimmen wir insofern zu, dass wir bei unseren theoretischen Überlegungen zu dieser Studie ebenfalls davon ausgehen, dass die Integration sowohl die Zugewanderten als auch die Aufnahmegesellschaft verändert, wobei nachhaltige Veränderungen von gezielten Interventionen profitieren (ebd.). Dabei kann es sich um Interventionen in die institutionelle Sprachausbildung der Zugewanderten handeln, die sie in die Lage versetzt, sich auch die Schriftsprache des Aufnahmelandes anzueignen, oder auch Interventionen durch eine gezielte Vernetzungs- bzw. Vermittlungsarbeit, mittels derer die Vermittlung der Neuzuwanderer in herkunftsmäßig nicht verdichtete Stadtteile, Vereine oder Arbeitsplätze und somit eine frühe Herstellung von Beziehungen zwischen den Zuwanderern und den Einheimischen unterstützt werden. Diese beinhalten auch die jeweiligen integrationspolitischen Konzepte der Städte Enschede und Münster.

Im Mittelpunkt unserer Untersuchung stehen die Integrationsentwicklungen der Migranten aus ihrer Sicht. Somit können einerseits die eigenen Orientierungen der Zugewanderten aufgezeigt werden. Andererseits wird dabei näher analysiert, ob sich die Effekte der oben genannten Integrationsmaßnahmen, deren Wirkung wir quantitativ untersucht haben und fortwährend evaluieren, auch in den Argumentationen der hier Befragten wieder finden lassen und welche Strategien der Migrationsbewältigung von Migranten dabei erkennbar werden. Den theoretischen Hintergrund der Studie bildet das Konzept der Partizipation¹, das für diese qualitative Studie als geeignet erscheint, da es den Akzent auf die Personen als Akteure bzw. auf deren Handlungen und Einstellungen setzt, "deren Beobachtung im Rahmen von Befragungen

¹ In der einschlägigen Literatur werden die Begriffe Integration und Partizipation "öfter austauschbar verwendet" oder auch "als zwei Seiten derselben Medaille gesehen", wobei zum als theoretisch betrachteten Begriff der Integration ausgearbeitete theoretische Konzepte vorliegen, die stärker auf die Gesellschaft als System bezogen werden, während der Begriff Partizipation "näher an die Empirie liegt" und "häufiger als selbstevident eingeführt wird und keine genauere Definition erfährt" (Glatzer 2004). Dem Verständnis der Integration von Michael Bommes entsprechend handelt es sich dabei um den "Erwerb sozialer Teilnahmekompetenz - nicht zuletzt durch den Erwerb der

vorgenommen werden kann" (vgl. Glatzer 2004). Zu einer gelungenen Partizipation trägt eine Vielzahl von Bedingungen bei, die sowohl von Migranten als Individuen als auch von gesellschaftlichen Bedingungen abhängig sind (ebd.). In den Vordergrund der Studie rücken jedoch nicht die Anforderungen an die Migranten seitens der Aufnahmegesellschaft, sondern Erwartungen und biographische Konstellationen von Migranten selbst, die einer Integration in moderne gesellschaftliche Verhältnisse beitragen.

Um auch die von Beziehungsstrukturen in einer pluralistischen Gesellschaft ausgehenden Unterstützungsleistungen, die sich ebenfalls als integrationsfördernde Interventionen im Prozess der Integration erweisen können, zu berücksichtigen, beziehen wir uns in der Studie auf das Konzept des sozialen Kapitals (vgl. Thränhardt/Hunger 2000, Weiss/Thränhardt 2005). Dieses theoretische Konzept eignet sich besonders dafür, Chancen und Möglichkeiten von Beziehungsnetzwerken zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten zu erkennen, die den letzt Genannten zur Integration in die Einwanderungsgesellschaft verhelfen (vgl. Thränhardt/Hunger 2000: 11). Solche Beziehungen, in denen Informationen, Wertvorstellungen und andere verfügbare Ressourcen ausgetauscht werden, bieten Netzwerke, die sich aus der Familie bzw. Verwandtschaft, Kollegen oder Mitgliedschaft in Gewerkschaft, Glaubensgemeinden, Vereinen, Interessengruppen sowie aus der aktiven Nachbarschaft bilden. "Die Gesamtheit der Ressourcen" aus solchen Vernetzungen bzw. Beziehungsgeflechten für Personen, Gruppen von Personen oder Länder wird als soziales Kapital bezeichnet (vgl. Weiss/ Thränhardt 2005: 8). Das soziale Kapital, das in und durch Netzwerke entsteht, kann dabei als eine Form der Integration verstanden werden. Wenn auch die Migranten selbst darüber entscheiden, wie intensiv und an welchen Netzwerken sie teilnehmen, wird in der einschlägigen Forschungsliteratur darauf hingewiesen, dass Netzwerke durch ihre Zugänglichkeit im Innern und ihre Nichtzugänglichkeit von außen gekennzeichnet sind, so dass derartige Öffnungsprozesse "besonders aufwendig sind und sich keineswegs von selbst, auch nicht über lange Zeit, ergeben" (ebd.: 9f.). Somit kann auch die herkunftsmäßig nicht verdichtete Siedlungsstruktur einer Stadt für Neuzuwanderer geöffnet werden, wofür sich die Stadt Münster in einer besonderen Art und Weise engagiert, um solche Netzwerkbildungen zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten zu stärken, indem die Niederlassung von Neuzuwanderern in Stadtteilen ohne einen hohen Migrantenanteil unterstützt wird.

In einer funktional differenzierten Gesellschaft kann von der Teilnahme an solchen

Verkehrssprache" (vgl. Bommers 2002: 237-239), um an gesellschaftlichen Ressourcen teilzuhaben. Mit der Teilhabe an der Gesellschaft wird die Partizipation gemeint.

Netzwerkbildungen auch eine Vernetzung in sprachlicher Hinsicht erwartet werden, wobei es sich allerdings nicht automatisch um den Ausbau der schriftsprachlichen Ressourcen handelt (vgl. Maas 2005), den hingegen die organisierte Sprachausbildung ermöglicht, welche die Gemeinde Enschede in ihrem integrationspolitischen Konzept favorisiert. Die Teilnahme an einem umfassenden Integrationsprogramm in Enschede soll die Kompetenz der Migranten zur Selbsthilfe zunächst im sozialen und weiterhin auch im beruflichen Bereich entwickeln (vgl. Michalowski u. a. 2006: 41), wofür der Ausbau sprachlicher Ressourcen vordergründig steht.

1.1 Die Fragestellung und Zielsetzung der Studie

Geht man davon aus, dass integrationspolitische Maßnahmen sowie andere Einflussgrößen unterschiedliche Auswirkungen auf Integration von Migranten haben und bestimmte Veränderungen im Integrationsverlauf möglich sind, dann sollten die Zuwanderer hinsichtlich ihrer Sicht auf Erfolge und Schwierigkeiten im Integrationsprozess befragt werden. Was ist Migranten in ihrer eigenen Einschätzung für ihren Integrationserfolg wichtig gewesen? Was bedeutet ihnen die Kontaktaufnahme zu Einheimischen, die ja ein zentraler Bestandteil des Integrationsprozesses ist? Waren es Kontakte zu Einheimischen bzw. eine ethnisch nicht verdichtete Wohnumgebung, Sprachkenntnisse bzw. anderes Wissen über die Gesellschaft, Mitgliedschaften in Vereinen, institutionelle Förderung oder etwas Anderes, was ihnen einen Integrationsfortschritt aus ihrer Sicht ermöglicht hat?

Was bedeutet es für sie deutsch zu sein? In welchen Fällen ordnen sie sich als Niederländer ein? In wie weit berichten sie positiv über ihr Allgemeinbefinden und ihre Erstintegration in den beiden Städten? Welche Erfahrungen haben die Migranten im Zusammenhang mit fortgeschrittenen Kenntnissen der Sprache ihres Aufnahmelandes gemacht? Welche Nachbarn haben Neuzuwanderer kennen gelernt und warum war es ausgerechnet ein bestimmter Nachbar, der einen erfolgreichen Austausch möglich gemacht hat? Wie wurden die Kontakte zu den Einheimischen von Migranten geknüpft? Mit der vorliegenden Studie wird die Frage danach aufgegriffen, wer einen Integrationserfolg hat, warum dies der Fall ist, wer die Migranten dabei unterstützt hat und was für sie dabei wichtig war. Ziel der Studie soll es sein, einen Einblick in die Orientierungen und Integrationsentwicklungen der Neuzuwanderer zu erhalten und somit analytische Aufschlüsse zur Einschätzung und Erklärung der Integrationserfolge der Zuwanderer zu bieten. Ergänzend soll die organisatorische Perspektive auf

die Migranten hinzugezogen werden. Die Studie versteht sich als Beitrag zur Diskussion über die Gestaltung von Integrationsverhältnissen und Optimierung der Integrationsförderung, die hier zunächst um die Sichtweisen der Migranten erweitert wird. Die Studie wird binational in enger Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Politikwissenschaft (WWU Münster) und der Universität Twente und unter Berücksichtigung von national verschiedenen Rahmenbedingungen durchgeführt.

1.2 Aufbau des Berichts

Diese Zusatzstudie nimmt die Sicht von Migranten auf ihre Erfolge und Schwierigkeiten im Integrationsprozess in den Blick. Da es sich um Neuzuwanderer handelt, wird deren Sicheinleben in die Einwanderungsgesellschaft in Anlehnung an die niederländische Terminologie als 'Erstintegration' aufgefasst. Integrationsfortschritte von Migranten werden qualitativ erfasst und beschrieben, um Orientierungen der Befragten hinsichtlich ihres Integrationserfolgs, ihre Einschätzungen von Auswirkungen der Programme oder anderer Einflussgrößen auf den Integrationsverlauf aufzudecken. Der vorliegende Bericht gliedert sich in fünf Teile und konzentriert sich auf den Zusammenhang von Integrationsverläufen von Migranten und deren Austauschbeziehungen in der Einwanderungsgesellschaft. Im Anschluss an den in diesem ersten Teil geschilderten theoretischen Bezugsrahmen wird das methodische Vorgehen der empirischen Untersuchung vorgestellt. Grundlage der Ausführungen in Teilen 3 und 4 bilden kommunikativ erhobene Daten, die hier als Informationsquellen benutzt werden. In dem dritten Teil wird die organisierte Perspektive auf die Erstintegration skizziert. Hierbei ist darauf hinzuweisen, dass auf den Einsatz von Integrationslotsen unter Bedingungen einer politischen Konsensbildung in Münster sowie auf die lokale Verwaltungspraxis der Erstintegrationskurse für Migranten in Enschede in einem früheren Forschungsbericht bereits ausführlicher eingegangen wurde (vgl. Michalowski u. a. 2006: 24-28, 38-46). Teil 4 widmet sich den Integrationsentwicklungen von Migranten, die aus der Perspektive der Migranten beschrieben werden: Ihre Orientierungen werden aus den Interviews rekonstruiert. Im fünften Teil werden Schlussfolgerungen mit Blick auf erfolgreiche Integrationsentwicklungen von Migranten formuliert und deren Zusammenhang mit Kommunikationskreisen zur Diskussion gestellt.

2 Anlage und Durchführung der Studie

Der individuelle Integrationsverlauf von Migranten wird mit qualitativen Forschungsmethoden erfasst. Als Befragungsform für die Studie wird das Leitfadeninterview, die gängigste Form qualitativer Befragungen, gewählt. Das Leitfadeninterview mit den Zuwanderern soll die Sicht der Migranten auf ihre Integrationsfortschritte exemplarisch darstellen. Es ist für die Studie auch deshalb sinnvoll, weil es den Befragungspersonen eine Möglichkeit bietet, eigene relevante Aspekte ins Interviewgespräch einzubringen. Gleichzeitig lässt es sich mit den bisherigen quantitativ angelegten Befragungen gut kombinieren: Der Leitfaden wird in Anlehnung an das für die quantitative Studie eingesetzte Indikatorenset entwickelt, mit dem die Themenbereiche des Leitfadens umrissen werden.

Die qualitativ erhobenen Daten sollen als Orientierung für weiter führende Argumente über Integration von Migranten herangezogen werden. Diese ergänzende Datenerhebung im Rahmen von qualitativen Leitfadeninterviews mit ausgewählten Zuwanderern ist für die Zusatzstudie zentral. Ergänzend dazu wird in Münster die Sicht der Integrationslotsin anhand eines ebenfalls leitfadengestützten Interviews herangezogen, in Enschede die zweier Lehrerinnen des regionalen Bildungsträgers.

In Anbetracht der zeitlichen und anderen Ressourcen können die Orientierungen von Migranten nur noch exemplarisch veranschaulicht werden. Die kommunikativ erhobenen Daten werden hier zunächst als Informationsquellen im Hinblick auf Integration von Zuwanderern benutzt. In enger Zusammenarbeit zwischen den beiden Universitäten werden im Ergebnis der Studie relevante Einschätzungen sowie Ausgangs- bis Zugehörigkeitsorientierungen der Neuzuwanderer in Ausschnitten vorgestellt und mit entsprechenden Interviewpassagen veranschaulicht. Jeweils drei Interviews werden hierbei als exemplarische Lebensprojekte der Neuzuwanderer in Münster und in Enschede herausgearbeitet, als Einzelfälle rekonstruiert, beschrieben und verglichen, um erkennbare gemeinsame Entwicklungstendenzen aufzuzeigen.

2.1 Der Leitfaden

Qualitative Gespräche mit den Migranten werden für die Studie als zentral gesehen. Grundlage dafür bildet ein Leitfaden, der von der Universität Twente und der Universität Münster gemeinsam entwickelt wurde, um einerseits eine Vergleichbarkeit sicherzustellen und andererseits den Besonderheiten der entsprechenden politischen Maßnahmen Rechnung zu tragen. Die Themenbereiche für den Leitfaden werden durch die Anlehnung an die zwölf Indikatoren bestimmt, der Leitfaden wird allerdings wesentlich flexibler als ein standardisierter Fragebogen eingesetzt. In Münster werden genauso wie bei der quantitativen Untersuchung zusätzliche Fragen gestellt, um auf die Besonderheiten der Wohnsituation von Neuzuwanderern bzw. die Rolle der Kontakte in der Nachbarschaft einzugehen. In der Teilstudie in Enschede wird zusätzlich die verbindliche Teilnahme an den Integrationskursen thematisiert, in Münster auch die Beratung durch die Lotsin.

Der Leitfaden wurde bereits im Vorfeld der Interviewführung mindestens zweifach optimiert – unter Berücksichtigung der Vorschläge vom Team des INTERREG-Projekts der Stadt Münster sowie von Mitarbeitern des ROC und durch eine möglichst genaue Übersetzung des Leitfadens ins Russische. Dem Leitfaden für die Interviews mit den unter wissenschaftlichen Kriterien ausgewählten Befragungspersonen in Münster und Enschede werden im Wesentlichen folgende Themenbereiche zugrunde gelegt: Ausgangssituation und Erwartungen, erste Erfahrungen, Einschätzungen und Unterstützungsmöglichkeiten, Allgemeinbefinden, Prioritäten, soziale Beziehungen, Perspektiven und Empfehlungen. Um die unterschiedlich organisierte Perspektive im Hinblick auf die Erstintegration in Münster und in Enschede zu berücksichtigen, wurden ebenfalls unterschiedliche Leitfäden entwickelt. Gemeinsam für diese Leitfäden war die Thematisierung von Bestandteilen der jeweiligen Integrationsarbeit bzw. der Unterstützung von individuellen Integrationsverläufen, aber auch von Einschätzungen im Hinblick auf Kommunikations- und Verbindungsarbeit.

2.2 Zur Befragtenauswahl

Die Auswahl der Befragungspersonen erfolgt in den beiden Städten interessengeleitet. In Münster werden zwei Kriterien besonders berücksichtigt: Wohnen in einem herkunftsmäßig nicht verdichteten Stadtteil und Vorhandensein einer Beschäftigung. Um ein realistisches Bild über Integrationserfolge und Orientierungen von Migranten zu erhalten, werden jedoch sowohl in Münster als auch in Enschede möglichst unterschiedliche Befragungspersonen gewählt. Berücksichtigt werden hierbei Alter, Geschlecht, ethnischer Hintergrund, Familienstand, Erwerbstätigkeit und Sprachbeherrschung. In Enschede werden die Interviews ausschließlich mit Personen durchgeführt, die über ausreichende Niederländischkenntnisse verfügen, um am in Niederländisch geführten Interview teilnehmen zu können.

Bei der Auswahl der Befragungspersonen sind auch die Vorschläge der Kursleitenden in Enschede sowie der Integrationslotsin in Münster berücksichtigt worden. Da im Rahmen der Untersuchung in den Niederlanden Dolmetscher für viele verschiedene Sprachen nicht verfügbar waren, wurde eine Lehrkraft vom ROC darum gebeten, eine Liste von 'Inburgerungskandidaten' zu erstellen, deren Beherrschung der niederländischen Sprache dafür ausreichend ist, um an einem Interview teilzunehmen. In Münster wurden die Informanten aus der Lotsengruppe aus einem von der Integrationslotsin aufgebauten Pool an potenziellen Befragungspersonen gewählt.

2.3 Zur Durchführung der Studie in Münster

Aus organisatorischen Gründen werden die Leitfadenterviews mit ausgewählten Migranten im Anschluss an die quantitative Befragung durchgeführt. Im Zeitraum vom 24. Juni bis zum 25. August 2006 fanden insgesamt zwölf qualitative Gespräche statt, eines davon mit der Integrationslotsin. Informanten wurden bei einer telefonischen Kontaktaufnahme für ein leitfadengestütztes Interview im Anschluss an die standardisierte Befragung rekrutiert. Die Verfügbarkeit über ausreichende Deutschkenntnisse wurde zwar bei der Auswahl der zu Befragenden berücksichtigt, dennoch spielte sie bei der Interviewführung eine untergeordnete Rolle, da die meist beherrschte Sprache der Befragungspersonen auch die Erstsprache der Interviewerinnen war. Um eine Natürlichkeit der Kommunikation sicherzustellen, wurde die Entscheidung über die Sprachenwahl immer den Befragungspersonen selbst überlassen.

Neun von elf Interviews wurden in russischer Sprache geführt. Das bedeutet aber nicht, dass diese Befragungspersonen der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Die Wahl des Russischen lässt sich vor allem dadurch erklären, dass es von den Befragungspersonen als ein freies und zeitsparendes Kommunikationsmittel angesehen wird. Drei Interviews wurden in deutscher Sprache geführt: Das eine mit einer Dialekträgerin, zwei andere mit jungen Erwachsenen, die Deutsch in Deutschland ziemlich schnell erworben haben. Deren Wahl der deutschen Sprache kann als eine Art Distanzierung interpretiert werden, die es zulässt, auch problematische Entwicklungen anzusprechen. Ohne einen expliziten Vergleich anzustreben, dennoch um auch solche Kriterien wie Teilnahme am Lotsenprojekt und Wohnsituation berücksichtigen zu können, wurden jeweils acht und drei Personen aus der Lotsen- und Kontrollgruppe und insgesamt drei Personen aus einem herkunftsmäßig verdichteten Stadtteil befragt. Die Situation mit der Terminabsprache war die gleiche wie bei der standardisierten Befragung (Seveker u. a. 2006). Keine der gewählten Befragungspersonen lehnte das für sie zusätzliche und zeitintensivere Interviewgespräch ab. Problematischer war es mit der Terminfindung. Wegen der Arbeitszeiten wurden vereinbarte Termine mehrmals verschoben. Eine der Argumentationen nach oftmaligen telefonischen Kontaktaufnahmen lautete "Ich stelle mich nicht an, ich habe wirklich keine Zeit". Interessiert hat es die Befragten zumeist, warum sie persönlich für ein qualitatives Gespräch gewählt wurden. Die geführten Interviews wurden größtenteils aufgenommen. Die Aufnahmedauer erstreckte sich von einer halben bis zu anderthalb Stunden. Die aufgenommenen Interviews wurden in Form eines Verlaufsprotokolls nachbereitet.

2.4 Zur Durchführung der Studie in Enschede

Die Interviews wurden anhand eines Leitfadens geführt und bei vorhandenen Aufnahmegeräten sowohl aufgenommen als auch mitgeschrieben. Anschließend wurden die Interviews zu einer flüssigen Geschichte verarbeitet, von denen einige in dieser Studie aufgenommen sind.

Aus der vom Dozenten erstellten Liste möglicher Kandidaten wurden elf Kandidaten für ein zu führendes Gespräch ausgewählt. Dabei wurde in Bezug auf die Variablen Alter, Geschlecht, Familienstand, Herkunftsland bzw. -region und Migrationsgrund (vor allem der Unterschied Flüchtlinge - Heiratsmigranten) eine gewisse Streuung unter den Befragten angestrebt.

Anfangs war beabsichtigt, die Interviews im Anschluss an die schriftliche Umfrage für die quantitative Studie zu führen. Da dies in der Praxis jedoch nicht zu realisieren war, wurde diese Idee nach kurzer Zeit wieder verworfen. Die zu befragenden Personen wurden stattdessen - unabhängig von der quantitativen Studie - telefonisch kontaktiert, um einen Termin für die qualitative Studie zu vereinbaren. Wenn die ausgewählte Person für das Interview auch nach wiederholtem Anrufen nicht erreicht werden konnte, wurde in der Liste nach einem Ersatzkandidaten mit ähnlichem Profil gesucht. Zu Verweigerungen einer Teilnahme ist es nicht gekommen. Im Telefongespräch wurden Vereinbarungen über Termin, Zeitpunkt und Ort getroffen. Die Befragten durften selbst entscheiden, ob das Gespräch beim ROC oder bei ihnen zu Hause stattfinden sollte. Von beiden Optionen wurde in etwa gleichem Umfang Gebrauch gemacht.

Die Interviews wurden daraufhin anhand eines Leitfadens durchgeführt und – wenn die nötige Apparatur vorhanden war – aufgenommen oder protokolliert. Anschließend wurden diese Notizen zu kürzeren, strukturierten und für sich lesbaren Berichten redigiert, von denen einige in diesem Bericht mit aufgenommen wurden.

3 Zur organisierten Perspektive auf die Erstintegration

3.1 Die Bausteine der Lotsenarbeit und die Perspektive der Lotsin auf Migranten in Münster

Während in Bezug auf die Bedeutung von institutionellen Interventionen für die Netzwerk- und Sozialkapitalbildung unterschiedlich argumentiert wird, werden externe Arrangements im Hinblick auf nachhaltige Veränderungen in der Einwanderungsgesellschaft als förderlich betrachtet (Bade 2006). Im Folgenden wird die Lotsenarbeit als Komponente kommunaler Integrationsarbeit, die auf politischer Konsensbildung beruht und institutionelle Angebote für Migranten zu einem Netzwerk bündelt, aus der Perspektive der Lotsin skizziert. Aufgezeigt werden externe Interventionen, welche die Perspektive der Lotsin kennzeichnen und aus ihrer Sicht im Hinblick auf die Erstintegration von Migranten erfolgversprechend sind. Auch hier gilt es, den Akzent der Analyse darauf zu setzen, was besonders gut funktioniert.

Im Anschluss an Tatjana Baraulina (vgl. 2006: 187) kann der gegenwärtige administrative Umgang mit der Aussiedlerzuwanderung als strategische Verwaltung beschrieben werden. Ging es ab Ende der 80er Jahre um eine konzeptionelle Entwicklung von Strategien zur Behebung der Wohnungsnot und Lösung des Unterbringungsproblems (ebd.), werden heutzutage nachhaltige innovative Ansätze auf kommunaler Ebene entwickelt, die nicht nur auf Bearbeitung und Beratung von Problemen, sondern auf Nutzung sowie Entwicklung von Selbsthilfepotentialen von Migranten setzen. Den Zugang zu solchen Mechanismen soll aus der Sicht der Stadt Münster die von der Lotsin eingeleitete Niederlassung in herkunftsmäßig nicht verdichteten Stadtteilen sowie das 'Andocken' von Neuzugewanderten an ein Beziehungsgeflecht aus Nachbarn, Vereins- oder Gemeindemitgliedern ermöglichen. Wie sich die tatsächliche Methode und die beschriebenen Strategien der Kommunalverwaltung aus dem Interview mit der Integrationslotsin rekonstruieren lassen, wird in einem ersten Schritt aufgezeigt. In einem zweiten Schritt werden einige Begrenzungen im Verwaltungsumgang mit den Zugewanderten in Betracht gezogen.

Die Beratungspraxis der Integrationslotsin zeichnet sich durch ein eigenständig erprobtes mehrstufiges Konzept aus. Besonderer Wert wird auf die erste Begegnung mit den Neuzuwanderern gelegt, bei der es sich nicht um das Administrative, sondern um das Menschliche handelt. Hiermit beginnt die Phase der Vertrauensgenerierung: Den

Neuzuwanderern wird das Gefühl gegeben, ernst genommen zu werden, wobei das Wohlbefinden in ihrem Selbstfindungsprozess für die Integrationslotsin am wichtigsten ist: "Es ist wichtig zu vermitteln, dass es nichts Banales gibt. Sie werden ernst genommen. Sie werden nicht an die Hand genommen und unmündig gemacht. Sie werden schon geleitet zu bestimmten weiteren Behörden, weil das System in Deutschland eben so ist, dass man einfach Anträge stellen muss, dass diese administrativen Organe so aufgebaut sind, dass es viele Leute überfordert" (Interview vom 22.08.06). Gleichzeitig mit der Vertrauensgenerierung auf persönlicher Ebene erfolgen Schritte auf administrativer Ebene. Um die erforderlichen Formalitäten behördlicherseits zu erledigen und gleichzeitig den Eindrücken von Äußerlichkeiten im Einwanderungsland bewusster zu begegnen, wird mit jeder Familie ein individueller Wochenplan erstellt, in dem zeitlich relevante Behördengänge unter Berücksichtigung der Familienstrukturen festgelegt werden. Mit einem Zettel, Kugelschreiber und einem von der Integrationslotsin eigenständig entwickelten zweisprachigen Wegweiser zu wesentlichen Institutionen ausgestattet durchlaufen die Migranten selbständig je nach Einverständnis mit der Aufgabe wesentliche Stationen kommunaler Verwaltung. Eine ältere allein stehende Frau wird demnach nicht zur Agentur für Arbeit, sondern zum Rententräger gehen müssen, eine Familie mit Kindern hingegen zum Schulamt (ebd.). Diese einfachen Eigenaktivitäten sollen Erfolgserlebnisse bei Migranten hervorrufen, die bei einem Folgetermin mit der Integrationslotsin ausgetauscht werden können. Darauf knüpfen Informationsveranstaltungen an, die in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen organisiert werden. Migranten werden hierbei professionell von der Verbraucherzentrale zu solchen Themen wie private Haftpflichtversicherung u. ä. beraten. Diesen Eigen- und organisierten Aktivitäten, die diese erste vertrauensgenerierende und zugleich administrativ geprägte Phase kennzeichnen, folgt das Herausarbeiten eines Förderplans mit Hilfe der Integrationslotsin. Zu diesem Zeitpunkt, wenn das gegenseitige Kennenlernen zwischen der Lotsin und den betroffenen Migranten sowie die erste Problemlösung stattgefunden haben, wird auch ein symbolischer Integrationsvertrag zwischen der Lotsin und den Neuzugewanderten abgeschlossen. Mit dieser symbolischen Vertragsvereinbarung wird das Anliegen der Stadt Münster thematisiert, bei dem es vordergründig um die Ansiedlung in den von der Stadt als herkunftsmäßig nicht verdichtete Wohnquartiere eingestuften Stadtteile geht. Das Eingehen des Vertrags bedeutet allerdings nicht das sofortige Abarbeiten des vertraglich vereinbarten Wohnaspektes. Präferenz haben die aktuellen Belange der Neuzugewanderten, die mittels eines individuellen Förderplans zu beruflichen Zielen, Sprachförderung, Wohnen und Freizeitaktivitäten berücksichtigt werden. Mit

der Entwicklung dieses Förderplans beginnt die nächste Phase der allgemeinen Orientierung, die in die abschließende Phase der möglichst nachhaltig unabhängigen Grundversorgung münden soll. Bei der allgemeinen Orientierung kommt es auf die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen an, die im Interview mit gängigen Leitvorstellungen der modernen Verwaltungsarbeit umschrieben werden: "Hand in Hand zusammenarbeiten, kurze Wege gehen" (Interview vom 22.08.06). Die wie folgt beispielhaft veranschaulichte institutionelle Zusammenarbeit ist etwas eigenartig, dennoch korrespondiert genau dieser Aspekt der institutionellen Vernetzung, deren Bestandteil die Lotsenarbeit ist, mit den Aussagen der befragten Migranten, die interessanterweise gerade diese Vernetzung und Vorgehensweise als vorteilhaft für ihren Integrationsverlauf betrachten: "Ich bin in unterschiedlichen Arbeitskreisen und bei dem Arbeitskreis Sprachförderung und berufliche Orientierung und diese Informationen bekomme ich quasi aus der ersten Hand und passend zu den Gegebenheiten, entweder eine Maßnahme bis 27 oder finanziert aus den Töpfen des Arbeitsamtes oder passend den Informationen, die das Klientel an mich heranträgt und sagt, ich würde mich jetzt gern in dem Bereich weiterschulen lassen, schalte ich mich dort ein und kann gezielt sagen, gehen Sie mal zu dem Träger oder dem Sachbearbeiter, dort werden jetzt Teilnehmer gesucht. Die Teilnehmeraquise wird dort festgelegt für diese oder jene Maßnahme. Also schon gezielt, wenn ich feststelle, da ist jemand bereit, und vermittele an die anderen Arbeitsvermittler oder an die Träger, damit die Wege kürzer werden und man keinen wichtigen Termin verpasst, weil die Teilnehmerliste schon abgeschlossen wurde. Oder die Träger melden sich bei mir, wir brauchen noch vier Personen" (ebd.). Diese Vorgehensweise scheint auch aus der Sicht von Migranten zu funktionieren. Hier zeigt sich das professionelle und aufgeschlossene Verhalten einer als Verwaltungs- und Vermittlungskraft tätigen Lotsin. Daraus sind zunächst zwei erfolgsversprechende Aspekte hervorzuheben: Die gekonnte Verknüpfung der gefühlsmäßigen Ebene mit der administrativen, die dadurch etwas aufgelockert wird, sowie ein funktionierendes verwaltungsinternes sowie stadtweites Netzwerk.

Eine weitere Besonderheit, die sich ebenfalls als integrationsförderlich zeigt, ist die Erweiterung des stadtweiten Netzwerkes durch das Miteinbeziehen von Institutionen, die weder zu den kommunalen Schlüsselämtern noch zu den traditionellen Beratungsstellen für Migranten zählen, und deren Politik durch die Mitarbeit in diesem Netzwerk eine Strategieänderung erfährt. Es handelt sich dabei um die Mitarbeit mit Wohnungsbaugesellschaften (vgl. Michalowski u. a. 2006: 27f.), welche die bisher übliche Vorgehensweise ändern. Sie hatte darauf beruht,

Spätaussiedler bereits in den Übergangseinrichtungen für die Anmietung von günstigeren leer stehenden Wohnungen zu gewinnen, die sich meistens in herkunftsmäßig verdichteten Wohngebieten befinden, um eigenen Wohnungsleerstand zu vermeiden. Diese strategische Änderung, bei der es darum geht, den Wohnungsleerstand in Kauf zu nehmen und eine herkunftsmäßig begründete Ansiedlung von Migranten zu vermeiden, zeigt sich als besonders folgenreich. Denn wie die Interviewinterpretation gezeigt hat, ist es der Integrationslotsin nicht schwergefallen, die Spätaussiedler zur Suche einer Wohnung in Stadtteilen vorzubereiten, wo sich weniger Migranten niedergelassen haben. Auch Migranten scheinen weniger an Kommunikationskreisen mit Personen gleicher Herkunft in Wohnquartieren interessiert zu sein. Es zeigt sich, dass eine freiwillige Verteilung von Migranten über die ganze Stadt durchaus machbar ist und durch das Engagement der Lotsin und eine natürliche Vorbereitung des Umzugs ermöglicht wird.

Bereits bei dieser Vorbereitung wird deutlich, dass die Wirkungen des konzeptionell vorgesehenen zweiten Schritts - Andocken in Stadtteilen - teilweise durch die Umsetzung von Verwaltungsvorschriften eingeschränkt werden. Soweit die Migranten den Wunsch nach der Wohnungssuche äußern, wird erklärt, welche Stadtteile für sie in Frage kommen, falls eine Wohnung in den in Frage kommenden Stadtteilen gefunden wird und den Migranten gefällt, wird überprüft, ob diese Wohnung finanziell tragbar ist, denn die Kosten werden zu dem Zeitpunkt des Umzugs von der Gemeinde übernommen. Darüber hinaus ist es nicht verwunderlich, dass befragte Migranten häufig davon berichtet haben, dass sie nur wenig einheimische Nachbarn haben. Durch die Niederlassung in herkunftsmäßig nicht verdichteten Stadtteilen ist die nahe räumliche Nachbarschaft der vom Staat unterstützten Migranten mit der einheimischen Bevölkerung nicht automatisch gegeben. Auch die Frage der Kontaktaufnahme löst sich schwer von verwaltungsüblichen Vorgehen ab, so dass sich die Vermittlung von Austauschbeziehungen mit den Einheimischen ausbaufähig ist. Darauf deuten folgende geschilderte Beispiele hinsichtlich des Andockens hin. Die Kontaktaufnahme in der Nachbarschaft wurde wie folgt angebahnt: "Es ist dadurch zustande gekommen, dass der Vermieter die Nachbarn zu unserem Gespräch eingeladen hat. Ich habe konkret ein paar Familien vorgestellt und die Nachbarn haben sich für eine bestimmte Familie entschieden, mit einem kleinen Baby. Und so war sofort der Kontakt zu den Nachbarn hergestellt, d. h. sie haben so eine Art Patenschaft übernommen. Also, ich habe drei Familien vorgestellt, und die haben gesagt, diese junge Familie mit dem Baby, dafür entscheiden wir uns" (Interview vom 22.08.06). Oder: "Wenn man ausgezogen ist, aus der

Übergangseinrichtung, gab es eine Übergabe-Akte und Übergabe-Protokolle. Die neue Kollegin im Stadtteil beginnt dann nicht bei Null, sondern kann sich dann auf die Familie einstellen. Sie hat dann etwas in der Hand, wo [...] man noch einmal im Stadtteil genauer schauen kann, ach ja, Andocken im Stadtteil, was gibt es? Wo gibt es Stärken und Schwächen bei der Familie? Was kann ich aus dem Potential noch mal machen, wie kann ich sie fördern? Und das hat sich über die Jahre hinweg entwickelt und es nutzt eigentlich allen, auch den betroffenen Spätaussiedlern, weil sie auch schneller integriert werden können, über diese Struktur" (ebd.).

Diese Veranschaulichung der praktischen Umsetzung des innovativen Konzeptes zeigt, dass das verwaltungsmäßige Betreuungskonzept nur teilweise abgelöst wird. Einerseits wird versucht, von Anfang an die Verhaltenssicherheit von Migranten zu fördern, andererseits wird die Rolle der Verwaltung als Betreuer und Integrationssteuerer strategisch verfolgt. Der Integrationsverlauf wird durch drei Stufen determiniert. Ab der Einreise setzt sich der Selbstfindungsprozess an, wobei man zu Beginn von Äußerlichkeiten beeindruckt und nur wenig aufnahmefähig ist. Anschließend beginnt die Teilnahme an Maßnahmen zur Sprachförderung oder zur Berufsorientierung, behördlicherseits zeichnet sich damit der Anfang der Integration ab. Nachdem die Maßnahmen absolviert werden, werden von Migranten selbständige Entscheidungen erwartet, dass sie "zur Ernüchterung kommen und eine Bilanz für sich ziehen". "Am Anfang [...] wird einem sehr viel geholfen, an die Hand genommen, [...], von einer Entscheidung tappt man in die nächste. Was jetzt? Die Zeit ist an mir vorbeigegangen, jetzt muss ich mich selbst fragen, was kommt auf einen zu. Nach einem - anderthalb - zwei Jahren kommt es zu diesem Bewusstsein" (Interview vom 22.08.06).

Früh erkannt wird, dass der Selbstfindungsprozess von Migranten bei der Einreise beginnt. Ihre Eigenaktivitäten werden ebenfalls früh eingeleitet, bewusstes Vorgehen und aktives Mitarbeiten werden strategisch unterstützt. Zugleich wird darauf der Schwerpunkt gesetzt, negative Erfahrungen bei Migranten zu vermeiden. Enttäuschungen sollen nicht zustandekommen. Die Migranten sollen nicht feststellen müssen, "schon da musste ich den Nachbarn fragen" (ebd.). Vorausschauend je nach familiären Situationen werden Hilfestellungen zu bestimmten Themen des Alltags gegeben, damit die Migranten erfahren, wie man sich verhalten muss, "um quasi nicht auffallen oder aus der Reihe tanzen zu müssen". Als analytischer Parallelismus entlang des Interviews wird die Leitvorstellung erkennbar, dass Migranten nicht im negativen Sinne auffallen, sondern sich an die Normen und Werte der Aufnahmegesellschaft halten sollten, um sich selbst keine Unannehmlichkeiten zu beschaffen. Die Eigenaktivitäten

werden einerseits gefördert, Austauschbeziehungen mit den Einheimischen werden erwünscht, andererseits werden die Migranten nur mühsam in die Realität entlassen. Es wird davon ausgegangen, dass die Realität sie überfordert. Zugleich wird ebenfalls erkannt, dass es nur einigen bereits in der ersten Phase bewusst ist, "was es gibt und wo so ein Ziel erreicht werden kann", die anderen erwarten, "sie wird schon das Beste für uns tun". Hierbei wird auffällig, dass den Letztgenannten alles in den ersten Monaten in den Schoß gelegt wird. Eine Möglichkeit, einen früheren Anschluss außerhalb der Verwaltungsangebote zu finden, bietet sich durch den kommunalen integrationspolitischen Ansatz, wobei Austauschbeziehungen zu den Einheimischen in der Nachbarschaft oder in Vereinen genutzt werden. Die Migranten, wie dies an einer späteren Stelle gezeigt wird, sind an einem Zugang zu Netzwerken, an denen sich auch die Einheimischen beteiligen, interessiert.

Können solche Netzwerke auf institutioneller Ebene den Neuzugewanderten nachhaltig zugänglich gemacht werden? Wie die Analyse des Interviews mit der Integrationslotsin zeigt, sind die Art und Weise für den Zugang zu solchen Austauschbeziehungen sowie der Zeitpunkt dafür von Relevanz, soweit man sich auf institutioneller Ebene entscheidet, die 'Versorgungsperspektive' weiterhin konsequent aufzulockern.

3.2 Die Komponenten der Erstintegrationsförderung in Enschede

In Enschede liegt der Schwerpunkt der Studie auf Sprach- und Integrationskursen, die vom ROC angeboten werden. Um sich ein Bild von der praktischen Durchführung dieses Unterrichts zu machen, fand ein Gespräch mit zwei Dozenten des ROC statt. Der Aufbau des Unterrichts, die Aufnahme der Teilnehmer beim ROC und ein erstes Kennenlernen der Kursteilnehmer sind bei dieser Gelegenheit ebenso zur Sprache gekommen wie die Interessen und Motivation derselben, deren erzielte Leistungen sowie auf den Weg gebrachte Innovationen.

Beim ROC werden drei verschiedene Kurse angeboten, die auf Zuwanderer mit unterschiedlichen Profilen zugeschnitten sind: 'Brecheisen', 'Eisbrecher' und 'Neue Nachbarn'. Der Kurs 'Neue Nachbarn' ist für Migranten mit höherem Bildungsstand und höherem Lernvermögen gedacht (Profil 4 und 5). Der Kurs 'Eisbrecher' stellt in diesem Sinne weniger hohe Anforderungen (Profil 3). 'Brecheisen' ist als Kurs mit dem niedrigsten Niveau für Zuwanderer gedacht, die bei ihrer Ankunft in den Niederlanden nur eine begrenzte schulische

Bildung vorweisen können, oder bei denen deutlich ist, dass sie große Schwierigkeiten mit dem Erwerb der niederländischen Sprache haben werden (Profil 2). Alle drei Kurse sind auf zwei Jahre ausgelegt, wobei der Schwerpunkt im ersten Jahr auf Spracherwerb (NT-2) und gesellschaftlicher Orientierung liegt. Im zweiten Jahr steht die Orientierung auf den Arbeitsmarkt an erster Stelle, in deren Rahmen ein Arbeitsprofil erstellt wird und Möglichkeiten für einen Arbeits- oder Praktikumsplatz sondiert werden.

Für die Teilnehmer beginnt der Kurs mit der Ermittlung des Profils und der Klasseneinteilung. Bei der Einteilung werden neben dem Bildungsstand auch andere Faktoren, wie das Alter des Kandidaten und die bisher erworbenen Niederländischkenntnisse, berücksichtigt. Auch die Lebensumstände spielen in diesem Zusammenhang eine Rolle: Übt der Kandidat eine erzieherische oder Aufsichtstätigkeit aus? Hat er Gesundheitsprobleme körperlicher und/oder psychischer Art? Die Größe der Klassen variiert von ca. 16 (Brecheisen, Eisbrecher) bis ca. 20 (Neue Nachbarn) Teilnehmern. Neu hinzukommende Teilnehmer mit gewissem Sprachniveau werden in eine Niveaugruppe eingeteilt.

Mit den neu formierten Klassen, die sich aus Teilnehmern verschiedenster Nationalitäten zusammensetzen, nehmen die Dozenten ihre Arbeit auf. In der Regel muß mit dem Erlernen der niederländischen Sprache bei Null angefangen werden. Materialien, die eine Verbindung zur Muttersprache des Teilnehmers darstellen, stehen meist nicht zur Verfügung – es sind zwar Sprachprogramme auf dem Computer vorhanden, jedoch längst nicht in allen Sprachen der Teilnehmer. Zu Beginn übt man, wie man sich in allerlei Formen im Niederländischen gegenseitig vorstellen kann (“Dieses Einander-Vorstellen wird endlos wiederholt.”), wie man Gebärden einsetzt, um Dinge anzudeuten, Gegenstände benennt, die zum Unterricht mitgenommen werden können (“Kaffee”, “Tasse”, “Keks”), und schließlich werden die ersten Lektionen des Lehrbuchs mit ihren vielen Illustrationen durchgenommen. Von dieser Basis ausgehend wird im Laufe der Wochen und Monate darauf hingearbeitet, stets mehr abstrakte Begriffe einzuführen. Im Kurs ‘Neue Nachbarn’ verläuft dieser Prozess selbstverständlich schneller als in den zwei anderen Kursen. Hier kann der Unterricht zur gesellschaftlichen Orientierung bereits im ersten Jahr abgeschlossen werden. Bei ‘Brecheisen’ und ‘Eisbrecher’ verläuft der Spracherwerb viel langsamer, so dass auch die gesellschaftliche Orientierung nur mühsam in Gang kommt. In diesen Gruppen wird die Gesellschaftkunde-Prüfung (*MO-toets*) meist erst im zweiten Jahr abgenommen. Selbstverständlich weisen die Portfolios, die im zweiten Jahr erstellt werden, erhebliche Differenzen auf. Einige Teilnehmer verfügen kaum über nennenswerte Ausbildungs-

oder Arbeitserfahrungen, wohingegen andere Teilnehmer mit akademischer Ausbildung ein eindrucksvolles Profil vorweisen können.

Was die Motivation der Kursteilnehmer betrifft, so stellt sich in der Praxis heraus, dass die übergroße Mehrheit sehr motiviert mit dem Kurs beginnt. Pro Klasse finden sich zwar immer ein oder zwei Teilnehmer, die am Anfang eine abwartende oder negative Haltung einnehmen, nicht selten ändert sich jedoch nach einiger Zeit diese Einstellung, und die Begeisterung wird geteilt. Für viele Teilnehmer stellt die "Schule" auch eine wichtige soziale Aktivität dar. So berichten die Dozenten von einer Hausfrau und Mutter, für die dieser Kurs eine willkommene Abwechslung zum Alltags- und Haushaltstrott sei, aber auch von einsamen Asylbewerbern, die ohne Arbeit und Geld wenig Erfüllung hätten. Für diese Teilnehmer sei die Schule eine wichtige Anlaufstelle: "Für sie ist die Ferienzeit entsetzlich".

Der Umfang der zu erledigenden Hausaufgaben ist unterschiedlich und in starkem Maße von den Lernumständen abhängig. Eine Frau, die für ihre Familie Verantwortung trägt, befindet sich in einer anderen Position, als ein alleinstehender Asylbewerber, der nicht viel andere Dinge zu erledigen hat. Außerdem wird beobachtet, dass Spracherwerb und gesellschaftliche Orientierung nicht nur durch die Hausaufgaben befördert werden. Die Dozenten erkennen in der Praxis große Unterschiede zwischen den Teilnehmern. Während der eine Teilnehmer nach einiger Zeit alle Wörter kennt, die in der Schule gelernt wurden, hat ein anderer seine Sprachkenntnisse anderswo ausweiten können. Vor allem alleinstehende Jüngere lernen die Sprache öfter auf der Straße und beherrschen schon schnell unanständige Wörter, die im offiziellen Lehrstoff nicht vertreten sind.

Dreimal im Jahr finden Prüfungen statt, in denen auch kontrolliert wird, ob die betreffende Person (noch) in der richtigen Gruppe sitzt. Teilnehmer, die das Tempo der Gruppe nicht mithalten können, oder aber in der Lage bzw. willens sind, schneller zu arbeiten, können auch selbst um eine Versetzung bitten (einige sind darin übrigens selbstsicherer als andere). Daneben gibt es auch einen Kursbetreuer, mit dem eventuelle Fragen oder Probleme besprochen werden können.

Die Lehrer des ROC werden auch regelmäßig mit Erfahrungen, Problemen und Fragen konfrontiert, die nicht unbedingt mit der Schule in direktem Zusammenhang stehen: "Sie erleben alles Mögliche". Es gibt Teilnehmer, die Probleme mit ihrer Unterkunft haben, aber auch Fälle häuslicher Gewalt. Die Dozenten sehen ihre Rolle nicht darin, in solchen Fällen selbst nach

Lösungen zu suchen, sondern diese Teilnehmer an den Kursbetreuer, an die Wohnungsbaugesellschaft oder an die Stiftung für Flüchtlingsarbeit zu verweisen. Es kommt auch vor, dass die Polizei eingeschaltet wird.

Die Kurse werden ständig weiter entwickelt. Einerseits verändert sich die Teilnehmerpopulation (seit Mitte 2006 nimmt der Zustrom deutlich ab, und die Anzahl der Flüchtlinge ist erheblich zurück gegangen), eine von der Landespolitik und der allgemeinen Weltlage abhängige Entwicklung. Andererseits werden die Unterrichtsmethoden angeglichen und verbessert. Auch den Praktika wird immer mehr Priorität beigemessen. Eine der Dozentinnen deutet an, dass sie Sprachpraktika als sehr wichtig betrachte und dass die Teilnehmer ihrer Meinung nach verpflichtet werden sollten, ehrenamtliche Arbeiten zu verrichten, um auf diese Weise ihre Sprachbeherrschung zu verbessern. Eine wichtige Innovation, die in den vergangenen Jahren bereits eingeführt worden ist, ist die Aussendung der Teilnehmer in Arbeitspraktika. Obwohl bereits länger mit Praktika experimentiert wurde, sorgen seit kurzer Zeit zwei Mitarbeiter dafür, dass möglichst jeder Kursteilnehmer den Kurs mit einem Praktikum abschließen kann, nicht nur um Arbeitserfahrungen zu sammeln, sondern auch um erste Kontakte auf dem Arbeitsmarkt zu knüpfen und Chancen auf einen ersten Arbeitsplatz zu erhalten. Inwieweit solche Kurse erfolgreich sind, die Teilnehmer sich am Ende des Kurses wirklich integriert haben und eine Arbeit finden, ist momentan nicht deutlich. Von vielen Personen ist bekannt, wo sie zunächst unterkommen, danach verschwinden die meisten jedoch schnell aus dem Blickfeld. Systematische Follow-up-Untersuchungen werden momentan noch nicht durchgeführt. Auch dies ist ein Thema, für das in Zukunft neue Initiativen zu erwarten sind.

4 Die Perspektive der Neuzuwanderer auf die Erstintegration

4.1 Ausgangsorientierungen

In Enschede kann man, wie oben bereits angedeutet, zwei Zuwanderergruppen deutlich voneinander unterscheiden: einerseits Heirats- und Familienmigranten und andererseits Flüchtlinge. In den Interviews wird sehr schnell deutlich, dass sich die anfänglichen Erwartungen und Pläne dieser zwei Gruppen in Bezug auf die Niederlande sehr stark voneinander unterscheiden.

Die interviewten Flüchtlinge erklären, dass sie sich natürlich kaum auf ihr Eintreffen in die Niederlande haben vorbereiten können. „Bevor ich in die Niederlande kam, wusste ich nichts über dieses Land. Ich bin hierher gekommen, und erst dann habe ich die Niederlande gesehen.“ Ein Flüchtling: „Es wurden viele Personen verhaftet [...] Man flüchtet vor der Polizei, [...] man sucht sich das Land nicht aus. Man ist froh, dass man weg kann.“ Die Flüchtlinge haben dementsprechend auch keine hohen Erwartungen und kaum konkrete Pläne. Man hofft auf ein Land, in dem „Sicherheit und Freiheit“ oder „Demokratie“ herrschen, und bevor diese Dinge nicht geklärt sind, scheinen andere Zukunftsgedanken eine sehr untergeordnete Rolle zu spielen.

Bei Heirats- und Familienmigranten scheint ebenfalls eine gewisse Schicksalsergebenheit zu überwiegen. Die Hochzeit und die Orientierung auf den Ehepartner stehen zentral, aber es ist deutlich, dass die meisten von ihnen sich noch vor ihrer Ankunft mit dem Gedanken beschäftigen, wie sich das Leben für sie in den Niederlanden gestalten wird. Man hat bestimmte Erwartungen, was das Erlernen der Sprache betrifft, und von den Möglichkeiten, die sich einem bieten, dort Arbeit zu finden oder ein Studium zu absolvieren. Diese Erwartungen spielen bei der Entscheidung, in die Niederlanden einzuwandern, auch eine Rolle: „Ich wäre in der Türkei zur Universität gegangen, aber mein Mann sagt, dass ich in den Niederlanden mehr lernen könnte. In den Niederlanden erhalten Menschen Geld, um studieren zu können.“

Obwohl derartige Erwartungen und Pläne eine gewisse Perspektive bieten können, geben eigentlich alle Befragten an, dass das Leben in den Niederlanden doch ganz anders sei, als man zu Beginn gedacht habe, und dass es durch viele Überraschungen und Rückschläge geprägt sei. Das Erlernen der niederländischen Sprache sei schwieriger als erwartet, das niederländische Wetter enttäusche in der Regel, und es sei oft sehr schwierig, sich an die vielen Kulturunterschiede zu gewöhnen. „Das Essen ist anders, ebenso die Essenszeiten und auch wie oft am Tag gegessen

wird.“ „Niederländische Häuser und Küchen sind viel kleiner als in der Türkei, wo die Familien größer sind.“ „Wenn man in Geschäften versucht, über den Preis zu verhandeln, finden die Niederländer einen seltsam“.

Die Aussiedlerzuwanderung in Münster lässt sich einerseits als Kettenmigration beschreiben. Andererseits ist sie genauso wie die meisten Migrationsströme innerhalb der GUS-Staaten, wie sie von Žanna Zajončkovskaja beschrieben wurden, durch eine besonders hohe Mobilität von Erwachsenen mit Kindern im Schulalter gekennzeichnet (vgl. Zajončkovskaja 2005). Die Familien entscheiden sich zur Migration, wenn sie mit dem neuen Wohnort bessere Berufs- und Lebensperspektiven für Kinder verbinden können. Auch die nach Münster zugewanderten Aussiedler setzen höhere Erwartungen in Bezug auf die Lebensgestaltung ihrer Kinder in Deutschland. Einige Aussiedlerfamilien verfügen bereits über reiche Migrationserfahrung, die ihrer Meinung nach sich auf ihr Sicheinleben in Deutschland ebenfalls bereichernd auswirkt.

Je nach Leistungsfähigkeit von Verwandtschafts- und Freundschaftsnetzwerken, an denen vor der Einreise partizipiert wird, werden diese von Migranten selbst als hilfreich oder weniger hilfreich eingeschätzt. Trotz bestehender familiärer Bindungen nach Deutschland vor der Einreise sind die Vorstellungen in Bezug auf die eigene künftige Lebensführung in Deutschland zumeist diffus. Mehrere Aussiedler berichten von eigenen Familienbesuchen in Deutschland, bevor sie sich zur Aussiedlung entschlossen haben und ihr Aussiedlungswunsch umgesetzt werden konnte. Auch diese Besuche in Deutschland erweisen sich für sie zunächst nur als wenig hilfreich, um konkrete Pläne für die eigene Zukunftsgestaltung in Deutschland zu entwickeln. Insgesamt lassen sich anhand der Interviewinterpretationen zwei Arten von Ausgangsorientierungen erkennen.

Zum einen haben die Aussiedler bei der Einreise entweder keine konkreten bzw. verschwommene Vorstellungen in Bezug auf ihr Leben in Deutschland, die mit Ängsten davor verbunden sind, was auf sie in einem wenig bekannten Land zukommt sowie ohne ausreichende Sprachkenntnisse machbar ist, oder ob auch ihre mitreisenden Familienangehörigen zumeist ohne Deutschkenntnisse in der Lage sind, ihre neue Lebenssituation in Deutschland zu meistern. Dabei wird wie folgt argumentiert: „Was kann ich in Deutschland machen, wenn ich kein Deutsch kann, ich konnte mir das noch nicht vorstellen“ (Katja)². "Mein Sohn und ich waren schon mal in Deutschland zu Besuch, ich hatte viel Angst um meinen Mann und die Kinder, ob sie es schaffen,

² Die Namen der Befragungspersonen wurden geändert. Zwecks einer besseren Lesbarkeit werden die zitierten Passagen aus den Interviews, die in Russisch geführt wurden, möglichst genau ins Deutsche übersetzt.

Deutsch zu lernen, hier eine Arbeit zu finden oder das Studium aufzunehmen" (Lena). "Ich hatte keine Pläne. Solange man das Land nicht kennt, fällt es schwer, das Leben in diesem Land zu planen" (Timur). Für einige Befragungspersonen, die solche Ausgangsorientierungen haben, nimmt das Leben erst dann eine Kontur an, auf die weiter gehende Pläne aufgebaut werden, wenn sich ihre Sprachkenntnisse verbessert haben.

Zum anderen beziehen sich die mitgebrachten Erwartungen auf das Arbeitsleben in Deutschland. Einige Befragungspersonen, die mit konkreten Arbeitsplänen eingereist sind, berichten allerdings ebenfalls davon, dass sie sich das Leben in Deutschland nicht wirklich vorstellen konnten. "Ich hatte keine Vorstellungen", berichtet ein 22-jähriger Mann, den bei der Einreise zunächst nur die Frage beschäftigt hat, wie er in Deutschland ohne seine Freunde auskommt und hier neue Freunde findet. Vorstellen konnte er sich aber auch, den in Russland erlernten Beruf Bohrtechniker auszuüben. Den Plan hat er aufgegeben, nachdem er zum Schluss gekommen war, dass für diese Tätigkeit Englischkenntnisse vorausgesetzt werden, über die er nicht verfügt, er konnte sich aber beruflich schnell umorientieren (Peter). Eine 23-jährige Frau, die in Russland als Friseurin tätig war und deren Chefin in Russland oft an internationalen Wettbewerben auch in Deutschland teilgenommen hat, wollte sich in Deutschland mit eigenem Frisiersalon selbständig machen (Nora). Einem 42-jährigen Mann wurde von einem bereits länger in Deutschland lebenden Freund eine Stelle als Schlosserhelfer oder Installateurhelfer versprochen, mit der allerdings die Aufnahme eines Zweitwohnsitzes verbunden war, sonst konnte er sich sein Leben in Deutschland nicht wirklich vorstellen, solange ihm noch die deutsche Struktur nicht bekannt war (Ilja).

Aussiedler mit solchen Ausgangsorientierungen haben dabei erwartet, dass sich ihr Arbeitsleben reibungsloser einhergeht. Dies bezieht sich entweder auf die von ihnen erwünschte Erwerbstätigkeit oder allgemeine Besserstellung der Arbeitskräfte in Deutschland. So berichtet ein 25-jähriger Mann, der am Tag der Interviewführung gekündigt wurde, dass er davon ausgegangen ist, dass „Arbeitskräfte hier besser behandelt werden und es auch mit der Arbeit besser aussieht. Du wirst aber in Wirklichkeit nicht als Spezialist wahrgenommen, sondern als Helfer. Es ist tatsächlich nicht schwer eine Arbeit zu finden, sie wird aber schlecht bezahlt, Arbeitskräfte sind billig“ (Robert). Andere Aussiedler sind hingegen davon ausgegangen, dass es für sie schwierig wird, einen Job bzw. einen Ausbildungsplatz zu finden und sind positiv überrascht, dass es nicht der Fall ist: „Ich dachte, ich bin Russe, die Chefs wollen keine Russen, das habe ich oft gehört, aber das hängt vom Chef ab“ (Peter).

Ebenfalls geteilt sind die Vorstellungen in Bezug auf den Spracherwerb in Deutschland. Die einen sind erstaunt, dass sie sich die deutsche Sprache schneller aneignen konnten, als sie sich das vorgestellt haben. Die anderen sehen den Deutscherwerb als einen sehr mühsamen Prozess, den sie ohne die institutionelle Unterstützung nicht bewältigen. Mit Erstaunen stellen sie dennoch fest, dass sie in ihrem Beruf mit wenig Deutschkenntnissen auskommen und wünschen sich, mit und unter Deutschen arbeiten zu können. Leichter als zu Beginn angenommen gestaltet sich für die meisten Befragten die Kommunikation mit der einheimischen Bevölkerung, die sich vor allem im institutionellen Umfeld hilfsbereiter als erwartet zeigt. Im folgenden Abschnitt wird darauf eingegangen, wo die Neuzuwanderer Unterstützung gesucht und erhalten haben bzw. wie die Neuzuwanderer zur organisierten Förderung stehen und wo sie unterstützt werden. Weiterhin soll gezeigt werden, ob bzw. inwiefern die Migranten in Münster und in Enschede durch die Teilnahme an integrationspolitischen Programmen der beiden Städte bei ihrem Sicheinleben in der neuen Umgebung profitiert haben.

4.2 Stellungnahmen zur (nicht-)organisierten Förderung

Alle Teilnehmer der vom ROC angebotenen Erstintegrationskurse in Enschede schätzen diese positiv ein. Selbst zwei Personen, die zu Kursbeginn weniger Lust hatten, waren im Nachhinein sehr zufrieden. Falls es überhaupt Anmerkungen gibt, dann beziehen sie sich entweder auf die methodische Gestaltung der Kurse (wie kann man Sprache noch schneller und besser lernen) oder auf mangelnde Mitarbeit einiger Teilnehmenden, die ihre Hausaufgaben nicht gemacht haben, so dass der Kurs verzögert wurde, oder auf weniger gelungene Einstufung der Teilnehmenden zu Beginn des Lehrgangs. Einige Bemerkungen deuten darauf hin, dass im Lernraum mehr das Sprechen geübt werden soll. In zwei Interviews wird auch darauf hingewiesen, dass die Zeit der Weiterleitung vom Anmeldungsgespräch bei der Stadtverwaltung Enschede bis zum tatsächlichen Beginn der Teilnahme an Erstintegrationskursen beim ROC zu lange ist. Trotz dieser Anmerkungen ist sichtbar, dass alle Teilnehmer erkannt haben, dass gute Niederländischkenntnisse erforderlich sind, um in Holland zu leben und eine gute Chance auf Weiterbildung und auf einen guten Job zu haben.

Wenn man aber die Sprache ausreichend beherrscht, so ist die Einschätzung vieler Befragungspersonen dieser Untersuchung, bedeutet es jedoch nicht, dass sich auch die Türen wirklich öffnen. Trotz guter Niederländischkenntnisse hatten einige Migranten in Enschede

erhebliche Schwierigkeiten damit, eine Arbeit zu finden oder einen Zugang zur Weiterbildung zu erhalten und sie sind nach zwei Jahren harter Spracharbeit darüber enttäuscht. Einem Mann, der Informatik studieren möchte, wird von der Hochschule keine Zulassung erteilt und somit auf institutioneller Ebene ein deutlicher Strich durch die Rechnung gemacht. Das gilt auch für eine Frau, der von einer Zeitarbeitsfirma mitgeteilt wurde, dass sie ihr keine Arbeit anbieten kann. Sie hat das Gefühl trotz fortgeschrittener Sprachkenntnisse diskriminiert zu werden: „Ich habe manchmal das Gefühl, dass Niederländer dort den Ausländern vorgezogen werden. Das ist mein Gefühl“.

Allgemein lässt sich eine positive Einschätzung hinsichtlich der organisierten Lebensführung in den Niederlanden beobachten. Organisationen, mit denen man in Berührung kommt, von Kursen über die Fürsorge, die Polizei und bis auf die Gemeinden sind außerordentlich hilfreich. Ein aus Syrien geflüchteter Künstler wurde von einer Frau von der Kirche besucht, die ihn gefragt hat, warum er nicht arbeitet. Als er gesagt hat, dass er kein Werkzeug hat, ist der Ehemann der Frau am nächsten Tag in einen Laden gegangen und kaufte ihm dort einen Meißel.

Von den befragten Migranten in Münster wird die Sprachausbildung als Aspekt betrachtet, wo die Förderung der Neuzuwanderer beginnen muss: „Wenn man nach Deutschland als Migrant kommt, hat man den Eindruck, es wird hier vieles gegeben: sogar Lebensmittel und Kleidung. Um nach Kanada einzuwandern, muss man selbst einen bestimmten Betrag mitbringen. Was aber von Deutschland angeboten werden soll, ist die Sprachausbildung. Beherrscht ein Migrant die Sprache, kann er sich hier schneller einmünden. Die Kursdauer soll erhöht werden. Innerhalb der ersten sechs Monate versteht man eher nichts. Man hat aber zwei – drei Themen am Tag. Mein Kopf hat geraucht, alles, was ich vom Unterricht mitbekommen habe, verliere ich nun nach und nach. Mit Sprachkenntnissen kann man hier aber wohl einiges erreichen, denn es ist ein loyales Land“ (Ilja). Nach dem Abschluss der Sprachkurse und teilweise auch bei einer Erwerbstätigkeit bleibt es aber ebenfalls der Aspekt, der für Migranten nicht von selber lösbar ist. Über die Bedeutung von Sprachkenntnissen wird unterschiedlich argumentiert, daraus resultiert die unterschiedliche Inanspruchnahme von Sprachkursen: „Aus den sprachlichen Schwierigkeiten ergeben sich alle anderen“ (Timur), „Sprachkompetenz hängt nur von mir ab“ (Nora). Oder "Sprachkenntnisse sind für mich nicht wichtig, ich will arbeiten" (Robert).

Auch der Aspekt Wohnen in einer herkunftsmäßig nicht verdichteten Wohnumgebung wird von Migranten in Münster im Hinblick auf Integration thematisiert, um nur einige Argumente zu

nennen: „Die Wohnungssuche wurde im Lotsenprojekt durch die Einschränkung der Stadtteile erschwert. Menschen darf man nicht einschränken. Im Nachhinein weiß ich aber, welche Botschaft dahinter steckt. So können wir uns mit Nachbarn unterhalten, schlimmer wäre es, wenn es nicht möglich wäre“ (Timur). Oder: „Die Verteilung von Migranten in Stadtteile ohne hohen Migrantenanteil ist für die Integration nicht entscheidend. Entscheidend ist die Unterstützung durch die Lotsin. Gut, dass es sie gibt“ (Robert).

Die Unterstützung bei der Wohnungssuche wird nicht nur auf institutioneller Ebene in Anspruch genommen, auch Verwandte mobilisieren ihre Möglichkeiten, um den Umzug der Neuzugewanderten aus der Übergangseinrichtung zu bewerkstelligen. Als hilfreich erweist sich das Kennen lernen von den in Frage kommenden Stadtteilen, wie dies von der Integrationslotsin durchgeführt wird. Solange man sich in der Stadt nicht auskennt, ist es wichtig, solche Informationen zu bekommen. Kritisiert wird zumeist nicht die Niederlassung in herkunftsmäßig nicht verdichteten Stadtteilen, sondern die Mietkosten, die in solchen Wohngebieten höher sind. Besonders hoch wird die Unterstützung durch die Lotsin geschätzt. Sie wird mit Mutter, Rettungsring oder einem Lotsen im wortwörtlichen Sinne verglichen, der die Migranten durch den Behördenschwungel führt und bei 'Behördendeutsch' unterstützt. Hervorgehoben werden zwei Aspekte: Erstens ist die Lotsin jemand, wer aus dem System kommt und gut vernetzt ist. Zweitens ist ihre eigene Methode vorteilhaft, sie mischt sich nicht zu sehr ein, unterstützt die Migranten aber hinreichend sowohl auf der emotionalen als auch auf der sachlichen Ebene. Diese Ebenen sind für Migranten wichtig. Kritik bezieht sich hier vielmehr auf einige Spätaussiedler, die sich bei jedem auch nicht schwerwiegenden Anliegen an die Lotsin wenden, so dass sie von ihrer Beratung weniger für sich lernen und dadurch weniger selbständig sind. Insgesamt wird über die institutionelle Unterstützung durch das Bildungsinstitut Münster, den Jugendmigrationsdienst, Sozialarbeiter und Kursleiter positiv gesprochen. Die Kursleiter haben für einige Migranten sogar eine Vorbildfunktion: "Wir haben der Kursleiterin nicht wirklich zugehört, wobei sie an sich eine Erscheinung ist und als Vorbild dienen kann" (Nora).

Die angebotene Unterstützung entspricht den Bedürfnissen und Belangen von Migranten, die bei geringerer Sprachkompetenz eine Reihe von Formalitäten erledigen müssen und ständig mit dem Schriftverkehr behördlicherseits konfrontiert sind. "Wir mussten alles regeln, alles richtig machen" (Alisa). Die Aufnahme ist aus der Sicht von Migranten, die an dem Projekt der Stadt Münster teilgenommen haben, gut organisiert, wesentliche Beratungsmöglichkeiten sind ebenfalls vorhanden. Als 'Solidaritätsgruppe' werden Lotsin, Sozialarbeiter, Mitarbeiter vom

Jugendmigrationsdienst und Kursleiter wahrgenommen. Weniger Sympathie den Migranten gegenüber wird aus der Sicht von Migranten seitens der Agentur für Arbeit gezeigt (Katja).

Negativ wird über die Berufsanpassungsmaßnahmen berichtet, in denen die Lehrkräfte nicht ausreichend in der Lage seien, ihren Unterricht eigenständig und rechtzeitig zu planen. Die Teilnahme an Berufsanpassungsmaßnahmen bzw. an Maßnahmen zur beruflichen Orientierung wird als Zeitverschwendung bezeichnet, dies ändert sich, wenn die Migranten eine andere Funktion dieser Unterstützung entdecken, wobei diese Teilnahme als Spracherwerbsmöglichkeit und Sprachpraktikum betrachtet wird, durch die Kontakte zu Einheimischen gesucht werden, die aus der Sicht der Zugewanderten eine entscheidende Rolle in ihrem individuellen Integrationsverlauf übernehmen. Die institutionelle Berufsvorbereitung und Förderung ist aus der Sicht von Migranten stramm geregelt, Ermessensfragen sind begrenzt möglich. Die Frage der Anerkennung von Abschlüssen und einer Arbeitssuche unter Berücksichtigung dieser Abschlüsse überlassen die Migranten dem behördlichen 'besseren' Überblick über ihre Situation. Etwas widersprüchlich empfinden die Migranten das Umgehen der Verwaltung mit ihrem Alter. Für eine Berufsorientierung ist es für einige zu spät, weil diese sich an Jugendliche wendet, für eine Umschulung sei es ebenfalls zu spät, obwohl die Migranten ab dem Zeitpunkt noch etwa 25 Jahre bis zur Rente arbeiten müssen. Negativ wird häufiger auch im Zusammenhang mit der Schule gesprochen. Insgesamt ist Bildung der nächste Punkt, der von Migranten für das Funktionieren in der deutschen Gesellschaft als besonders relevant eingeschätzt wird. Dies bezieht sich auch auf die Kritik der deutschen Schulen. Besonders hervorgehoben wird, dass den Jugendlichen sowie den Eltern Informationen über die möglichen Berufswege und Berufsprofile fehlen. Die Eltern können ihren Kindern bei der Berufswahl nicht zu Rate stehen.

Wichtig für eigenes Wohlbefinden in Deutschland sind vor allem für Jugendliche freundschaftliche und partnerschaftliche Beziehungen. Es ist aber weniger migrationsbedingt zu interpretieren, wenn von Jungen darüber berichtet wird, dass sie von ihren Freunden schwul genannt werden, solange sie noch keine Freundin haben. Migrationsbedingt ist eher die Interpretation der Freizeit, die bei einigen in Alkoholproblemen mündet. Der nächste ebenfalls als wichtig angesehene Integrationsaspekt ist die Kontaktaufnahme zu Einheimischen. Auch hier wird teilweise institutionelle Unterstützung erwartet. Zu der nicht organisierten Förderung zählen Kommunikationsnetzwerke von Migranten innerhalb der Verwandtschaft. Die Nähe der Zuwanderergruppe zur einheimischen Bevölkerung wird von Migranten als integrationsförderlich wahrgenommen. Die meisten Heiratsmigranten in Enschede geben an, dass sie sehr viel

Unterstützung von ihren Partnern, neuen Familienangehörigen oder Schwiegereltern erfahren haben. Viele Flüchtlinge hatten es deutlich schwerer. Sie müssen vieles selbst herausfinden. Von den Befragten in Münster wird hingegen angegeben, dass sie es schwieriger haben, weil sie mit ihren Familienangehörigen gleichzeitig eingereist sind und sich gegenseitig nicht unterstützen können. In Worten der Aussiedler heißt es: „Wir sind gemeinsam eingereist, ankommen muss hier jeder alleine“ (Ilja). Oder: „Besser ist es, alleine einzuwandern. Wenn man alleine ist, ist man auf die Kontakte mit anderen und vor allem mit den Einheimischen angewiesen“ (Nora). Die genauere Analyse zeigt allerdings, dass die Migranten sehr viel Unterstützung von ihren Verwandten erfahren. Im engeren Familienkreis kommt sie zunächst von einem Familienmitglied, das bereits bei der Einreise der Sprache mächtig ist. Aber auch die hier länger lebenden Verwandten - Geschwister, Tanten oder Onkel - stehen den Neuzuwanderern mit Rat und Tat zur Seite. Auf ihre Unterstützung wird in erster Linie zurückgegriffen. Falls diese überfragt sind, wird die institutionelle Unterstützung durch die Lotsin oder Sozialarbeiter in Anspruch genommen. Seltener werden neu geknüpfte Kontakte mit anderen Migranten genannt, die einen Austausch ermöglichen. Einen Austausch an hilfreichen Informationen bieten auch die Projektteilnehmer selbst, sobald sie z. B. im Sprachkurs den Neuankömmlingen begegnen, denen sie in den Bereichen behilflich sein können, wo sie sich bereits auskennen. Die Geschlossenheit von Verwandtschaftsnetzwerken wird von Migranten kritisiert, die Teilnahme an solchen Kommunikationskreisen wird teilweise als 'Leerlauf' wahrgenommen. Viel versprechender zeigen sich sowohl für die befragten Migranten in Münster als auch in Enschede die Austauschbeziehungen mit Einheimischen, auf die nachstehend eingegangen werden soll.

4.3 Stellungnahmen zu Austauschbeziehungen mit Einheimischen

Sowohl in der Migrationsforschung als auch im Alltagsleben in der Einwanderungsgesellschaft gilt dabei als unstrittig, dass Kontakte der Zugewanderten zu Personen der Aufnahmegesellschaft notwendig sind (vgl. Haug 2005: 199). Die Möglichkeiten der Netzwerkbildung sowie die Effekte, die aus solchen Netzwerken ausgehen, sind hingegen noch zu erkennen und auszuformulieren (vgl. Thränhardt/ Hunger 2000: 11). Unser Interesse ist darüber hinaus, die Interaktion der befragten Neuzuwanderer mit der deutschen bzw. der niederländischen Umgebung vorzustellen und die sich daraus ergebende Integrationseffekte aus der Sicht der Migranten zu beschreiben. Der Abschnitt widmet sich den Austauschbeziehungen zwischen der

Zugewanderten- und der Aufnahmegesellschaft. Einerseits geht es um die Aufnahme interethnischer Kontakte der hier Befragten, andererseits ist hierbei aufzuzeigen, welche Stellung die Zuwanderer in Münster und in Enschede gegenüber den Einheimischen beziehen.

Die Auswertung der in Münster geführten Interviewgespräche macht deutlich, dass Kontakte der Zugewanderten mit den Einheimischen selten sind. Obwohl Kontakte mit den Einheimischen selten vorkommen, werden sie gegenüber den Austauschbeziehungen innerhalb der eigenen Gruppe oft bevorzugt. Die Bedeutung der nicht herkunftsmäßig begründeten Kommunikationskreise wird vielfach begründet. Solche Verkehrskreise sind wichtig, weil sie eine Sprachlernmöglichkeit (Katja) und Mittel dafür darstellen, "Deutsche zu verstehen, wie sie ticken und welche Stellung sie zu bestimmten Bereichen haben" (Robert). Durch diese Kontakte ist man "mehr ins deutsche Leben integriert" (Alisa), man erhält somit den Einblick in die Kultur, Werte, Lebensführung der Deutschen, "man muss so leben wie sie, nein, nicht genau so, sondern ungefähr so wie sie, weil wir in ihrem Land leben, wir sollten auch so leben, uns bemühen" (Nora). Die Austauschbeziehungen mit den Einheimischen werden auch als eine andere, interessante Unterhaltung (Tanja) sowie als Bereicherung wahrgenommen, weil solche Kontakte einen Austausch zu den Bereichen ermöglichen, "wo die Einheimischen stärker sind (Gesetze, PC u. ä.)" (Peter).

Es lässt sich zugleich eine starke Familienbezogenheit der Netzwerke der Spätaussiedler erkennen. Auf die Hilfeleistungen innerhalb der Verwandtschaftsnetzwerke wurde bereits an einer früheren Stelle eingegangen. Während für die einen solche Austauschbeziehungen ihr Leben ausfüllen, sind für die anderen Kontakte zu Personen mit anderer regionaler und ethnischer Herkunft besonders wünschenswert. Dass solche Kontakte selten zustande kommen, bedauern die Befragten: "Außerhalb der Familie habe ich keine Kommunikationsmöglichkeiten" (Timur). Man befindet sich in der eigenen herkunftsmäßig begründeten Gruppe und lehnt zugleich diese Mitgliedschaft ab: "Die Freunde sind auch anders hier, einige denken viel an Russland, trinken viel [...]. Die anderen sind auch langweilig - immer zu Hause und Fernsehen, ich bin schon auch so" (Katja). Während sich zu der eigenen russischsprachigen Gruppe eine gespaltene Haltung der Befragten zeigt, werden die Kontakte zu anderen Migranten meistens positiv bewertet. Deren Bedeutung wird ähnlich wie die der Kontakte mit den Einheimischen eingeschätzt. Bei den russischsprachigen Migranten wird hingegen kritisiert, dass sie häufiger unter sich bleiben. Oder es werden Grenzen zu den früher zugewanderten Aussiedlern gezogen. Nach Worten der Neuzuwanderer haben die anderen weniger Fortschritte in Deutschland gemacht, ihre

Sprachkenntnisse sind nicht viel besser oder sie sind 'gehorsam' – in der Nachbarschaft oder im Berufsleben. Aus den Interviewinterpretationen können die länger hier lebenden Aussiedler zunächst als konfliktfähiger auch zugunsten eigener Interessen und die neuzugewanderten Spätaussiedler als sachlich bis impulsiv beschrieben werden. Freundschaftsnetzwerke außerhalb der eigenen russischsprachigen Gruppe sind allerdings selten, bedeuten den Befragten jedoch viel. Auch über eine interethnische Partnerschaft wurde berichtet, die für die Betroffene so wertvoll ist, dass sie es vermeidet, darauf näher einzugehen. Freizeitkontakte zu Einheimischen kommen fast ausschließlich in der Nachbarschaft zustande. Als besonders kontaktfreudig werden ältere Einheimische genannt, distanzierter verhalten sich Einheimische im Alter von 30 bis 40. Die meisten Kontakte zu den Einheimischen haben Spätaussiedler mit kleinen Kindern, sie kommen nicht nur im Wohnumfeld zustande. Die Sozialisierung der Kinder hat somit Nebeneffekte für die zugewanderten Eltern, die sich dadurch der Aufnahmegesellschaft annähern. Ihr Vertrauen zur Einwanderungsgesellschaft nimmt zu, es wird soziales Kapital erzeugt, ihre Selbsteinschätzung erhält einen positiven Charakter.

Auch in herkunftsmäßig nicht verdichteten Stadtteilen werden interethnische Kontakte am häufigsten genannt. Es kommt aber auch hier vor, dass sich in der Hausgemeinschaft kaum noch einheimische Deutsche finden. In solchen Stadtteilen werden die Einheimischen zumindest situativ kontaktiert, diese Kontakte sind ausbaufähig. Die Nachbarn werden meist als nette und freundliche Menschen bezeichnet. Intensiver werden solche Kontakte, falls es sich um Hausangelegenheiten handelt oder aufgrund entstandener wechselseitiger Sympathie und meistens begründet durch Gemeinsamkeiten, z. B. aufgrund der Zugehörigkeit zu derselben Berufsgruppe. Die Nachbarschaft mit den einheimischen Deutschen stellt für Migranten das Abbild der Aufnahmegesellschaft dar. In der Nachbarschaft finden unmittelbare Lernprozesse statt. Die Interviews zeigen, dass die Nachbarschaft auch ein verzerrtes Bild über die Einheimischen liefern kann, sobald sich in der Hausgemeinschaft, die durch günstigere Mieten gekennzeichnet ist, nur einzelne Deutsche finden, die weniger Hilfsbereitschaft und Interesse an den Migranten zeigen.

Außer den nachbarschaftlichen Kontakten sind für Migranten auch die interethnischen Austauschbeziehungen im institutionellen Umfeld wichtig. Dazu zählen Kontakte mit den typischen Beratungsstellen für Aussiedler sowie tatsächliche Austauschbeziehungen mit Arbeitskollegen. In bestimmten Berufsfeldern sind Gesprächsmöglichkeiten mit Einheimischen jedoch kaum vorhanden, weil die Mitarbeiter solcher Unternehmen nach Aussagen der Befragten zu 70 Prozent aus den Migranten bestehen. Von den so genannten Leihfirmen, in denen auch die

Einheimischen tätig sind, wird berichtet, dass auch die eben genannten dort jegliche Kommunikation unter sich vermeiden (Robert). Freundliche Kollegen und als nützlich geschätzte Austauschbeziehungen haben z. B. Ärzte oder Friseure oder Jugendliche, die sich in Ausbildung befinden bzw. studieren. Hilfeleistungen gibt es in diesen Fällen in spezifischen berufs- wie alltagsbezogenen Fragen, diese Hilfeleistung wird gern gegeben und angenommen. Hierbei werden auch Sprechängste abgebaut und Berufspläne entwickelt: "Ich habe gedacht, es wird schwer fallen, die Kommunikation mit den Einheimischen aufzubauen. Jetzt stelle ich fest. Es sind freundliche Menschen, zu mir sind sie sehr freundlich. Wenn ich das beobachte, bin ich sehr froh. Der Friseurmeister ist ein wunderbarer Mensch. [...] Kontakte sind für mich jetzt am wichtigsten, wichtig ist es zu lernen, mit den Einheimischen zu kommunizieren. Meine Haltung den Einheimischen gegenüber hat sich geändert. Sie ist sehr gut geworden. Wenn ich früher damit Probleme hatte, ist es jetzt nicht so, dass sie daran schuld waren, nein, ich war schüchtern, hatte Angst vor der Kommunikation, daraus haben sich diese Probleme ergeben. [...] Kontakte sind wichtig, so kann man sich leichter in die deutsche Gesellschaft anschließen. So kommt mein Leben ins Gleichgewicht, alles nimmt eine Ordnung an" (Nora).

Interessanterweise wird die Bedeutung der Sprachkenntnisse ähnlich wie die der interethnischen Kontakte begründet. Insgesamt kann darauf geschlossen werden, dass situative und intensive informelle Kontakte zu Einheimischen auf Erhöhung des eigenen Selbstwertgefühls von Migranten einen besonderen Einfluss haben. Über diese Kontakte berichten sie mit Stolz. Diskriminierungserfahrungen werden weniger im Zusammenhang mit der einheimischen Bevölkerung, sondern mit anderen Migranten angesprochen. Deutsche sind tolerant und behandeln Migranten anständig, anständiger als sie erwartet haben. Den negativen Erfahrungen begegnen sie dennoch bereits im Übergangwohnheim, wo Einheimische sowie Migranten sie aufsuchen, um ihnen ein Zeitungsabonnement anzudrehen oder sie als billige Arbeitskraft für die Landwirtschaft zu rekrutieren.

In den Niederlanden fühlen sich die Migranten im Großen und Ganzen gut behandelt und erhalten viel Unterstützung von den Niederländern. So berichtet eine türkische Migrantin, wie wichtig es für sie ist, in der Schule ihr Tuch zu tragen. Dies ist dort möglich und war ihr in ihrer eigenen Heimat verwehrt. Die Migranten finden Niederländer auch offen und respektvoll, sie sind ‚gute Menschen‘. Allerdings ist erkennbar, dass Kontakte zu Niederländern nicht immer ohne weiteres zustande kommen. Vor allem in der ersten Zeit erweist es sich für viele Befragungspersonen als schwer, Kontakte zu knüpfen. Die ersten Kontakte werden vor allem bei

Leidensgenossen in der ersten Aufnahmestelle (Flüchtlinge) oder in der (eingehirateten) Familie (Heiratsmigranten) gesucht. Ferner entstehen viele Kontakte mit anderen Migranten durch die Sprachkursbeteiligung beim ROC sowie in der Nachbarschaft. Oft werden mit ihnen auch die ersten Worte Niederländisch gesprochen. Dann werden auch Kontakte mit (anderen) Niederländern geknüpft, meistens erstrecken sich diese aber nicht über einen längeren Zeitraum. Zwei Frauen geben dabei an, dass sie sich anfangs geschämt haben, mit Niederländern Niederländisch zu sprechen. Aus diesem Grund haben sie das eigentlich auch kaum gemacht. Andere stellen fest, dass das Niederländische, das Menschen [in Enschede] sprechen, häufig ganz anders ist als Niederländisch, das unterrichtet wird, so dass es schwer fällt, die Umgangssprache zu verstehen. Ein Mann bekennt, dass er sehr gern Kontakte mit Niederländern haben würde, sie kommen aber nicht so einfach zustande. Die Nachbarn sind Niederländer, sie sind aber keine wirklichen Freunde. Ferner wohnen in der Nachbarschaft vor allem Allochtone. In Kursen sind Lehrer die einzigen Niederländer. Im Flüchtlingszentrum sind Niederländer ebenfalls kaum anzutreffen und so lange man keine Arbeit hat, hat man auch keine niederländischen Kollegen.

Mehrere Migranten in Enschede berichten von Diskriminierungserfahrungen, die häufiger stärker ausgeprägt sind als positive Erfahrungen. Zwei Teilnehmer erzählten unabhängig voneinander, wie ihnen als Ausländer der Besuch einer Diskothek verweigert wurde. Einem Mann wurde das in Anwesenheit eines Polizisten mitgeteilt, ein anderer musste davon von einem türkischen Nachtportier in Deutschland hören. Ein Flüchtling wurde im Supermarkt angeschrien und war danach lange entsetzt. Die meisten Teilnehmer haben weniger solche starken Erfahrungen, sie sehen sich aber manchmal verunsichert: „Ich spreche jetzt Niederländisch. Warum bekomme ich denn doch keine Stelle“? Inwiefern sich die Migranten der deutschen bzw. der niederländischen Gesellschaft zugehörig fühlen und wie sie diese Zugehörigkeit begründen, wird im nächsten Abschnitt zu klären sein.

4.4 Zugehörigkeitsorientierungen

Trotz der oft negativen Erfahrungen, gefällt es den meisten Zuwanderern in Enschede, und sie orientieren sich weiter auf ein Leben in den Niederlanden. Einige sind auf der Suche nach einer (möglichst festen) Arbeitsstelle. Andere wiederum bereiten sich auf ein Studium vor. Eine türkische Frau bekennt, dass sie sich inzwischen mehr an die Niederlande gewöhnt habe als an die Türkei und sogar bei Fußballspielen für die Niederlande die Daumen drücke. Vor allem die Heiratsmigranten geben an, dass sie durch ihre Ehe sowieso die Niederlande in ihr Herz

geschlossen hätten. Die ganze Familie des Ehemanns oder der Ehefrau wohne in den Niederlanden und man könne nicht so einfach in das Herkunftsland zurückkehren. Eine Frau, die selbst eigentlich lieber in ihr Heimatland zurück möchte, erzählt, dass sie ihren Mann dazu nicht bewegen könne.

Gleichzeitig geben die meisten Befragten aber an, dass noch eine große Kluft überbrückt werden müsse und man sich auch nicht sicher sei, ob diese Kluft jemals gänzlich überbrückt werden könne. Der Ehemann einer irakischen Zuwandererin, die 1996 in die Niederlande gekommen ist, sieht eine deutliche Verhärtung gegenüber Ausländern. Ein syrischer Zuwanderer gibt an, dass Niederländer ihn als Ausländer betrachteten, und dass es wichtig sei zu wissen, dass die Möglichkeit bestehe, Niederländer zu werden. Solange dies nicht so sei, habe man doch immer das Gefühl, kein „echter Niederländer“ zu sein.

Die meisten Befragten in Münster fühlen sich hier wohl, sie geben an, dass sie sich eingelebt haben und auch zu Hause fühlen. Es ist für sie gut in Deutschland zu leben, weil sie einen sozial gesicherten und rechtlich geschützten Alltag vorfinden und ein 'sattes' Leben führen können. Jugendlichen und Frauen wird ihre hier entdeckte Selbständigkeit oder mit einem anderen Sinn gefüllte Freiheit bewusst. Die meisten können sich mit Deutschland als Aufnahmeland identifizieren. Die einen fühlen sich gerade deshalb wohl, dass auch ihre Fehlritte im Berufsleben ihre Familie hier nicht verhungern lassen werden. Die anderen fühlen sich in Münster gerade deshalb nicht wohl, weil sie wegen des aufgenommenen Studiums auf eine staatliche Unterstützung angewiesen sind und dies als unangenehme Abhängigkeit vom Staat empfinden.

Im Hinblick auf die Zugehörigkeitswahrnehmung hat unsere quantitative Untersuchung im Jahr 2006 hierbei gezeigt, dass sich die befragten Neuzuwanderer in Enschede immer häufiger mit den Niederlanden identifizieren, wobei deren Anteil (50 Prozent der Befragten) hier sogar höher als bei den Spätaussiedlern in Münster (30 Prozent) liegt. Dass die Zugehörigkeitsgefühle zur deutschen Bevölkerung bzw. zu Deutschland bei Spätaussiedlern im Vergleich zu ihren Angaben im ersten Aufenthaltsjahr seltener geäußert werden, ist jedoch weniger verwunderlich. Wie die Angaben zeigen, nimmt die Selbstidentifizierung als Deutsche deutlich ab: 2004 haben 42 Prozent der Befragten in Münster von einem ziemlich starken Gefühl als Deutsche berichtet (Michalowski u. a. 2006). 2005 waren es 32 Prozent der Befragten und 2006 schließlich 30 Prozent, wobei bei solchen Befragten, die nicht in herkunftsmäßig verdichteten Stadtteilen Münsters wohnhaft sind und Kontakte zu Einheimischen haben, erkennbar wird, dass sich deren Zugehörigkeitsgefühle

verfestigt haben. Die Angaben der Zugehörigkeit liegen dennoch höher als der Anteil der Personen (23 Prozent der Befragten), die nach dem deutschen Recht (BVFG) als deutsche Volkszugehörige anerkannt wurden. Der Darstellung von Zugehörigkeitsorientierungen seien hier noch zwei Ergebnisse unserer quantitativen Untersuchung vorausgeschickt, die in Münster erkennbar wurden und auf die Besonderheit der Zuwanderergruppe zu schließen sind. Aufgrund der festgestellten Korrelationen wird ersichtlich, dass Migranten, die häufiger informelle Kontakte zu Einheimischen haben und über Deutschkenntnisse verfügen, sich häufiger als Deutsche einordnen (oder in vice versa). Außerdem wird ein Zusammenhang zwischen dem Geschlecht, dem Alter der Befragten und deren Zuordnung als Deutsche festgestellt. Frauen und ältere Befragungspersonen identifizieren sich somit häufiger mit Deutschland (Seveker u. a. 2006: 61).

Ergibt sich aus der quantitativen Untersuchung ein relativ einheitliches Bild über die Zuordnung als Deutsche bei den Spätaussiedlern, so löst es sich in den vielfältigen Argumentationen über die Zugehörigkeit innerhalb der qualitativen Gespräche ab. Eine Einheitlichkeit zeigt sich hingegen in den Äußerungen der befragten Nichtdeutschen, die sich auch meistens als solche fühlen. Die Spätaussiedler deutscher Abstammung liefern hingegen ein heterogenes Bild über ihre Zugehörigkeitswahrnehmung. Im Unterschied zu den Interviews in Enschede wurde den Befragungspersonen in Münster eine zusätzliche Frage gestellt. Sie wurden nach der Bedeutung des 'Deutschseins' für sie gefragt. Im Folgenden wird somit detaillierter dargestellt, wie die Eigenschaft deutsch von den Spätaussiedlern, deren ‚Deutschtum‘ als Integrationsklammer kontrovers diskutiert wird³, beschrieben. Die Vorstellungen über das ‚Deutschsein‘ sind heterogen. Diese unterschiedlichen Argumentationen im Hinblick auf die deutsche Zugehörigkeit können zunächst mit folgenden Aussagen veranschaulicht werden:

³ Zum Stand der wissenschaftlichen Debatte vgl. Irina Rabkov (2006: 322f.). Je nach theoretischer Verortung jeweiliger Untersuchungen liegen bereits mehrere Erklärungsansätze hinsichtlich der Integration und Typologisierung von Russlanddeutschen vor. Maria Savoskul unterscheidet beispielsweise drei Typen ethnischer Selbstidentifizierung der Russlanddeutschen: Es sind 'echte Deutsche', die sich selbst als Deutsche zuordnen, 'Russlanddeutsche', die sich zwischen zwei Welten bewegen, und 'Russaki' bzw. 'Russen', die sich weder für Russen noch für Deutsche halten (Savoskul 2006: 211-215). Dabei stellt sie einen Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt der Aussiedlung bzw. der Rolle von Binnenstrukturen und dem Integrationsgrad der Aussiedler fest (ebd. 211). Ihre These ist, dass 'Frühaussiedler' (Typ 1) ihre Zugehörigkeit zum deutschen Volk demonstrieren und integriert sind, wobei Spätaussiedler, die eine Krise der ethnischen Selbstidentifikation erleben und sich durch Rückgriff auf Binnenstrukturen von der deutschen Gesellschaft isolieren (ebd. 217). Olga Kourilo schreibt den Russlanddeutschen eine transnationale Identität zu, wobei sie eine Typologisierung der Russlanddeutschen nach kulturellen Kriterien herausarbeitet und somit zwischen den 'Deutschen in Russland', die "mental wie kulturell Deutsche geblieben sind", den 'russischen Deutschen', "die von der Kultur Russlands stark beeinflusst wurden und sich "von ihrem deutsch geprägten Milieu entfernt haben" und den 'deutschen Russen' unterscheidet, die "sich eher als Russen fühlen, jedoch zum Deutschtum mehr als nur ein formales Verhältnis haben" (Kourilo 2006: 390-392). Derartige Klassifizierungen sind nicht unproblematisch, worauf bereits die nicht trennscharfe Bezeichnung jeweiliger Typen hindeutet.

1. „Wenn du unter Ausländern bist, dann kannst du dich als Deutscher fühlen, wenn du unter Deutschen bist, dann kannst du dich nicht als Deutscher fühlen. Wunsch, mein Recht ist, nicht als Ausländer sondern als Mensch gesehen zu werden, der Rechte hat. Deutsche sind die, die hier geboren sind“ (Katja). Hierbei wird einerseits das Deutschsein durch die Geburt und andererseits das gewünschte Deutschwerden infolge der rechtlichen Gleichstellung thematisiert.
2. Etwas anders argumentiert eine 23-jährige Aussiedlerin, die sich bei der Frage nach der Zugehörigkeit außerdem an kulturellen Merkmalen, zu denen sie die Sprachbeherrschung zählt, orientiert: „Soweit ich nach Kasachstan komme, fühle ich mich als Deutsche und betrachte die Einheimischen dort von einem anderen Blickwinkel, weil ich vielleicht auch etwas Deutsch kann. In Deutschland bin ich nur zu 50 Prozent deutsch, weil ich die Sprache noch nicht so gut beherrsche und die Kultur nur wenig kenne“ (Nora). Die Verfügbarkeit über die Deutschkenntnisse im Hinblick auf die deutsche Zugehörigkeit ist auch für eine andere 31-jährige Aussiedlerin entscheidend, wobei Sprache keinesfalls als alleiniges Kriterium genannt wird: „In Russland musste ich im Zusammenhang mit der deutschen Nationalität Konflikte austragen. Deutschsein heißt jetzt für mich, deutsch zu denken, deutsch zu sprechen“ (Natalie).
3. „Ich werde als Russin wahrgenommen, ich fühle mich aber trotzdem als Deutsche. Wer ist deutsch? Deutsche sind ehrlich und ordentlich, das habe ich meinen Kindern immer so gesagt“ (Lena). Diese aus Russland mitgebrachte 'traditionelle' Vorstellung wird durch weitere moralische und kulturelle Qualitäten erweitert, die von den Spätaussiedlern genannt werden, die sich nicht als Deutsche fühlen und die Zugehörigkeit zu Deutschen mit bestimmten Verhaltensformen in Verbindung setzen: „Was ist für mich deutsch zu sein? - Verrücktsein. Mit 22 oder 25 denkt man nur daran, wo man die Freizeit verbringt, Spaß hat und Geld ausgibt. Mit 30 hat man kein Kind. Mit solchen Jugendlichen weiß ich nicht, was ich mit ihnen besprechen kann. Ich verstehe die Deutschen nicht. Mit 40 denkt man, möchte ich nun ein Kind oder nehme ich eine Katze. So wie sie sich benehmen, anziehen, ist verrückt“, behauptet ein 22-jähriger Mann, der vieles innerhalb von 20 Monaten in Deutschland geschafft und eher unterdurchschnittlich bei Fragen nach dem öffentlichen Leben abgeschnitten hat und von sich aus behauptet, dass er sich dann als Deutscher einordnen würde, wenn er sich selbst ebenfalls so benimmt, so dass auch er mit der Zeit so ‚verrückt‘ bzw. deutsch wird (Peter). Ein 42-jähriger Russlanddeutscher, der

sich ebenfalls nicht als Deutscher zuordnet, begründet dies wie folgt: „Früher habe ich gedacht, meine Mutter ist eine Deutsche. Jetzt stelle ich fest, sie ist eine Russin. Jetzt weiß ich, wer Deutsche sind. Wie sieht eine ältere Deutsche aus? Gepflegt, sie sitzt in einem Cafe, trinkt Kaffee und raucht. Sie trägt kein Kopftuch. [...] Vom Äußeren geht ja alles aus. Wenn sie so aussieht, dann traut sie sich zu, etwas zu sagen. Sie denkt, es ist richtig so, deswegen sieht sie auch so aus. Es ist ein völlig anderes Land“ (Ilja).

Interessanterweise lassen diese Aussagen erkennen, dass auch die Personen, die behaupten, dass sie keine Deutschen sind, sich der deutschen Gesellschaft in einer bestimmten Art und Weise dennoch zugehörig fühlen, indem sie ihre Teilnahme an der Gesellschaft als Bürger mit gleichen Rechten oder als Staatsangehörige verbalisieren. Die Zugehörigkeitsgefühle zu Deutschland werden dabei in Verbindung mit der Sprachkompetenz sowie dem lange andauernden Erwerb von Verhaltensformen gesetzt, welche die Mehrheitsgesellschaft charakterisieren, aber auch die in Deutschland lebenden Migranten von der im Herkunftsland wohnenden Personen unterscheiden. Stabiler sind die Zugehörigkeitsgefühle bei älteren Russlanddeutschen. Aber auch sie ziehen Vergleiche hinsichtlich der Lebensweise und kultureller Merkmale zwischen ihrer eigenen Gruppe und den einheimischen Deutschen, bei denen ihre Zugehörigkeitsgefühle zu schwanken beginnen. Dennoch lässt sich erkennen, dass auch sie nicht behaupten, dass sie nun keine Deutschen mehr sind.

Beim detaillierten Vergleich der hier skizzierten Zugehörigkeitsorientierungen der Zugewanderten in Münster und in Enschede werden auch solche Unterschiede sichtbar, die sich sowohl entlang der jeweiligen Zuwanderergruppen – Spätaussiedler in Deutschland, Flüchtlinge und Heiratsmigranten in den Niederlanden, die anhand ihrer Zugehörigkeitswahrnehmung dennoch nicht als homogene Gruppen beschrieben werden können, - als auch entlang der nationalen Rahmenbedingungen zeigen, welche den Kontext der Integrationsentwicklungen abbilden und unterschiedliche Integrationsaspekte stärker beeinflussen, aber auch die gesellschaftliche Konstituierung der Zugehörigkeiten prägen.

4.5 Lebensprojekte und Integrationsstrategien von Migranten

Wie beschreiben die Migranten ihre Strategien beim Sicheinleben in Deutschland, wie erklären sie die Eigendynamik ihres Integrationsverlaufs? In Münster werden die Befragten anhand der Interviewinterpretationen vorläufig drei Gruppen zugeordnet, deren Strategien sich offensichtlich unterscheiden. Wir nennen sie hier ‚Zielorientierte‘, ‚Sich Langsam Orientierende‘ und ‚Arbeitsorientierte‘. Alle drei Gruppen werden nach folgendem Schema vorgestellt: Es werden zunächst typische allgemeine Orientierungen benannt, die mit einem oder mehreren Aspekten der Integration konkretisiert werden, die von den Migranten als besonders wichtig im Hinblick auf ihren Integrationserfolg erscheinen. Danach werden Empfehlungen der Migranten umrissen, die sie den Neuzuwanderern geben, damit sie sich im Einwanderungsland besser orientieren können.

Das gemeinsame Motto der Zielorientierten ist offensichtlich: „Ein Ziel muss man haben“. Argumentiert wird dies wie folgt: "Du musst voran gehen, so öffnen sich dir auch die Türen. Es kommt auch vor, du hast Glück, aber nicht bevor du selbst etwas in die Wege geleitet hast" (Ilja). Oder "Schritt für Schritt, nicht durch das Leben schlingern, sondern es planen können" (Tanja). Für Vertreter dieser Gruppe ist Verfügbarkeit über Sprachkenntnisse am wichtigsten. Auch den Neuzuwanderern würden sie nur eines empfehlen: 'Sprache, Sprache und nochmals Sprache zu lernen'. Darauf knüpft der nächste Tipp an, 'im Einwanderungsland nicht schüchtern vorzugehen'. Einer der zielorientierten Migranten ist in Ausbildung zum Straßenbauer bzw. zum Polier, bereits jetzt wurde ihm seine Einstellung im Ausbildungsbetrieb zugesprochen. Ein anderer Spätaussiedler sieht trotz einer intensiven Beschäftigung, die er selbst durch eigene Investitionen in den Beruf gesichert hat, die Zukunft seiner Familie nur noch in einem anderen Land. Ein langfristiges Ziel einer interviewten Migrantin, die wir ebenfalls den ‚Zielorientierten‘ zuordnen, ist hierbei, nach über sechs Lehrgängen der deutschen Sprache, vorgeschriebenen Praktika und einer noch bevorstehenden Anerkennungsprüfung als Ärztin eingestellt zu werden.

Zur nächsten Gruppe zählen wir Personen, die eine Bereitschaft zu einer Umorientierung zeigen und aufgeschlossen nach Anregungen in ihrem Umfeld suchen. Typisch für diese Gruppe, die wir als ‚Sich Langsam Orientierende‘ genannt haben, die bei Schlüsselerelebnissen, die als Meilensteine in ihrem Integrationsverlauf beschrieben werden können, anfangen, sich mit Zukunftsperspektiven bewusst auseinanderzusetzen: „So lange ich in der Übergangseinrichtung gewohnt habe, hatte ich den Eindruck, ich bin hier zu Gast und fahre bald nach Hause. Nein, so geht es nicht, der Alltag schränkt ein, höchste Zeit eine Wohnung zu suchen und etwas zu

unternehmen“ (Timur). Besonders wichtig für die 'Sich Langsam Orientierenden' ist die Sprache, danach spielen sie mit dem Gedanken, eine Ausbildung zu machen oder mit dem Studium anzufangen, so dass sie zunächst ihre Potentiale erweitern, bis ihnen bewusst wird, was sie damit anfangen können. Es können keine typischen Empfehlungen für Neuzuwanderer festgestellt werden. Einer der Tipps für Neuzuwanderer lautet: "Frechheit zurückstecken, denn Neuzuwanderer reagieren oft mit Aggression" (ebd.). Eine der Empfehlungen hinsichtlich erforderlicher Unterstützung ist, Migranten mehr Kommunikationsmöglichkeiten mit ‚deutschen Menschen‘ zugänglich zu machen. Ein Ziel können die 'Sich Langsam Orientierenden' durch Umwege erreichen. Eine Berufsanpassungsmaßnahme wird dabei nicht zwecks Qualifizierung sondern zwecks möglicher Praktika besucht, von denen bessere Sprachkenntnisse und intensivere Kontakte zu Einheimischen erwartet werden. Weitere Pläne benötigen mehr Anlaufzeit.

Die dritte Gruppe, die wir aus den Interviewinterpretationen erkennen konnten, bezeichnen wir als ‚Arbeitsorientierte‘. Typisch ist für sie eine folgende Haltung „Hier muss man nicht nachdenken, die anderen überlegen alles für dich“ (Robert). Die Arbeitsorientierten behaupten: „Ich bin mit dem Ziel eingewandert, hier zu arbeiten. Die Ausbildung habe ich vor der Einreise abgeschlossen“ (ebd.). Offenbar ist, dass für sie eine Beschäftigung am wichtigsten ist. Sie selbst scheinen von der Bedeutung des Spracherwerbs für den eigenen Integrationsverlauf nicht überzeugt zu sein, wobei den Neuzuwanderern auch von ihnen empfohlen wird, sich die Sprache anzueignen. Von den anderen Gruppen unterscheidet sich diese durch eine folgende Haltung: "Leben tust du hier wie dort. Du arbeitest – du wohnst" (Robert). So berichtet ein 35-jähriger Mann, der nach einer Kündigung gesperrt wurde und für seine Resignation Auszeit braucht, um auf dem Sofa zu liegen, fernzusehen und nachzudenken, bevor er sich wieder an die Arbeit macht. Er ist sicher, dass er wieder einen Job findet. Personen, die dieser dritten Gruppe zugeordnet werden, kommen häufig aus urbanen Ortschaften und finden aus ihrer Sicht in Deutschland gleiche Lebensumstände vor. Auf den ersten Blick wirken sie gelassen, dahinter verbirgt sich ihre Unruhe, der sie mit einer geprüften Strategie begegnen, sich in Arbeitsverhältnissen anzuschließen. Die Personen aus dieser Gruppe sind eher bereit, einen Kurs abzubrechen. Für die erste Gruppe sind die Sprachkenntnisse am wichtigsten, das bedeutet aber nicht, dass sie selbst zuerst der Sprache mächtig werden und dann weitere Ziele setzen. Die zweite Gruppe ist entweder bei der Einreise oder durch einen Kursbesuch mit besseren Sprachkenntnissen ausgestattet, wobei sie weiterhin nach nachhaltigen Anschlüssen vor allem im beruflichen Bereich sucht. An diese vorläufige Typisierung knüpfen jeweils drei Lebensprojekte von Migranten in Münster und in

Enschede, welche die Integrationsverläufe der Neuzugewanderten veranschaulichen sollen, bevor abschließend wesentliche Ergebnisse der Studie zur Diskussion gestellt werden.

Lebensprojekt I (Münster)

Frau Peters, geb. 1970, ist im Mai 2004 aus der Ukraine nach Deutschland eingewandert. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder, einen zwölfjährigen Sohn und eine elfjährige Tochter. Wegen einer nichtdeutschen Passnationalität wurde ihr die deutsche Volkszugehörigkeit nicht zuerkannt. In der Ukraine wurde in ihrem Pass zunächst vermerkt, dass sie ukrainischer Abstammung ist, danach wurde die deutsche Nationalität eingetragen. Später erhielt sie die Bescheinigung darüber, dass sie nie die Nationalität geändert hatte. Bei der Einreise wollte sie die amtliche Entscheidung anfechten und musste den Sprachtest ablegen. Dies hat ihren Status nicht geändert. In Deutschland musste sie sich weiterhin genauso wie vor der Einreise zunächst dem Schriftverkehr und den Formalitäten widmen. Vor der Aussiedlung war Frau Peters in Deutschland im Urlaub. Ihre ersten Erwartungen haben sich in Deutschland nicht erfüllt. Gemeint ist vermutlich hiermit der Wechsel ihres Status, der auch ihrem Mann den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit ermöglicht. Ihr Leben in Deutschland gestaltet sich dennoch wie geplant, wobei sie im Interviewgespräch ihre Lebensplanung weniger detailliert schildert.

Während Frau Peters bei der Einreise über Dialektkenntnisse (Schwäbisch) verfügt, spricht ihr Mann kaum Deutsch. Im Unterschied zu ihr hat er jedoch im Herkunftsland seine Ausbildung abgeschlossen, so dass Frau Peters seine Chancen hier besser als die eigenen einschätzt. Herr Peters ist ausgebildeter Schweißer. Nach dem Besuch der Berufsanpassungsmaßnahmen vom Bildungsinstitut Münster macht er zum Zeitpunkt des Interviews ein Praktikum. Ihre eigene Ausbildung als medizinisch-technische Laborassistentin hat sie nach zwei Ausbildungsjahren wegen ihrer frühen Heirat ohne ein Abschlusszeugnis beendet.

In Münster wurde Frau Peters nach dem Abschluss der Standardkurse der deutschen Sprache vom Arbeitsvermittler zu den Aufbaukursen weitergeleitet. Begründet wurde das damit, dass sie bei der Gruppenarbeit im Sprachunterricht weniger gut mitgearbeitet hat. Den zweiten angebotenen Sprachkurs hat sie abgebrochen, weil sie einen Job als Reinigungskraft gefunden hat. „Im Aufbaukurs wurde sowie so nur noch wiederholt, wie du heißt, was du gestern gemacht hast“ (Nina). Ohne sich an die relevanten Institutionen zu wenden, suchte sie selbständig nach einer Arbeit im näheren Umkreis und für vier Stunden am Tag. Den Job fand sie schließlich über eine Bekannte, Migrantin aus Jugoslawien. Ihr Plan war es, dass sie nach einem Jahr gekündigt wird

und somit den Anspruch auf eine Umschulung erhält. Der Umfang der Tätigkeit hat sich im Laufe der Zeit aus betriebsinternen Gründen geändert und ihr wurde von der Agentur für Arbeit die Teilnahme an den Berufsanpassungsmaßnahmen zur Friseurin angeboten. Sie konnte ihren Job mit dem gleichzeitigen Besuch der Maßnahme nicht vereinbaren und kündigte ihr Arbeitsverhältnis. Während ihrer Tätigkeit als Reinigungskraft in einer Bank und einer Schule hat sie festgestellt, dass die einheimischen Deutschen, die dort tätig sind, ihr gegenüber freundlich waren und auch nicht über sie bzw. ihren Dialekt gelacht haben. Ihrer Meinung nach kann man sich die Sprache nicht im Sprachkurs, sondern erst während einer Beschäftigung aneignen. Am wichtigsten ist es für sie in Deutschland, eine Arbeit zu haben. Die Ausbildung ist zweitrangig und nicht denkbar, so lange man nicht über ausreichende Mittel verfügt. Die Lebensumstände in Deutschland sind für sie genauso wie in der Ukraine. Dort musste sie vieles dafür tun, um ihr Leben in den Griff zu bekommen. Sie wurde ständig damit konfrontiert, dass Unternehmen, wo sie tätig war, Pleite gingen, so dass sie immer wieder nach einer Arbeit suchen musste. Sie ist daran gewohnt, sich im Leben nur auf sich selbst zu verlassen.

In Münster wohnen auch ihre Verwandten. Ihr älterer Bruder ist jemand, der sie meistens unterstützt. Bei ihm hat sie sich meistens beraten lassen. Falls er ihre Pläne für vernünftig hielt, konnte sie diese verwirklichen. An die Beratungsstellen wandte sie sich nicht. In der ersten Zeit wurde sie zu Beratungsgesprächen ins Stadthaus schriftlich eingeladen. Beraten lassen hat sie sich nur dann, wenn sie angeschrieben wurde. Nachdem sie in der Übergangseinrichtung von zwei Werbeagenten dazu gebracht wurde, zwei TV-Zeitungen gleichzeitig zu abonnieren, ist Frau Peters der Meinung, dass sie keinem trauen kann, außerdem kann sie dann keinem böse sein, dass sie einen Fehler gemacht hat. Die Peters wohnen in einem herkunftsmäßig verdichteten Stadtteil. Sie haben nette Nachbarn. Viele Kontakte hat die Familie zu den älteren einheimischen Deutschen sowie zu einer Polin, die seit über 60 Jahren in Deutschland wohnt. Herr Peters spielt mit den Nachbarn oft Fußball, die einheimischen Nachbarn besuchen sie auch oft zu Hause. In das Haus ist vor kurzem eine Familie aus Kasachstan eingezogen, mit der sie noch wenig zu tun haben. Aus der Sicht von Frau Peters sind Kontakte an sich sehr wichtig, vielleicht nicht für sie persönlich, sondern für ihren Mann, obwohl sie selbst auch sehr viele Bekannte hat. Um in Deutschland funktionieren zu können, braucht man eine Arbeit, um eingestellt zu werden, sind Deutschkenntnisse erforderlich, „sonst lernt jeder aus eigenen Fehlern“ (Nina).

Lebensprojekt II (Münster)

Herr Krasnov, geb. 1981, ist im Juli 2004 in einem aus 25 Familienangehörigen bestehenden Familienverbund aus Kasachstan nach Deutschland gekommen. Seine Frau ist deutscher Abstammung. Sie haben eine gemeinsame Tochter, geb. 2003. Bei der Ankunft in Friedland hatte er den Eindruck, so ist also Deutschland, da überall Ordnung festzustellen war. In Unna-Maßen wirkte alles hingegen ‚russisch‘. In Münsters Übergangseinrichtung hat er nach diesen üblichen Stationen für Aussiedler in NRW acht Monate verbracht. Solange er in der Übergangseinrichtung gewohnt hat, hatte er das Gefühl: „Ich bin hier zu Gast, bald fahre ich nach Hause“ (Timur). Das Gefühl wurde er los, in dem er die Entscheidung getroffen hat, etwas zu unternehmen und mit der Wohnungssuche anzufangen. In den ersten Monaten haben die bei Münster seit längerem wohnhaften Verwandten seiner Frau die Krasnovs zu sich nach Hause genommen. Die Tante von Frau Krasnov unterstützte sie viel, wobei alle anderen engeren Verwandten gleichzeitig nach Münster gekommen waren und sich gegenseitig nicht helfen konnten. Vor der Einreise hatte Herr Krasnov seiner Meinung nach unrealistische Vorstellungen in Bezug auf seine Lebensgestaltung in Deutschland: „Solange man das Land nicht kennt, kann man nichts planen“ (ebd.).

Während seine Frau, ausgebildete Deutschlehrerin, über Deutschkenntnisse bereits bei der Einreise verfügt, fällt ihm der Deutscherwerb schwer. Es ist für ihn schwer, Deutsch zu sprechen, noch schwerer ist es für ihn, Deutsch zu verstehen. Seiner Meinung nach ergeben sich aus den Problemen mit der Sprache alle anderen Schwierigkeiten. In Kasachstan hat Herr Krasnov Informatik studiert und musste wegen der Geburt seiner Tochter das Studium abbrechen. Danach war er dort als Taxifahrer und Türsteher tätig. Nach dem Besuch der Sprachkurse in Münster nimmt er an einer Berufsanpassungsmaßnahme für Maler und Lackierer teil. Um die Ausbildung in seinem Fachgebiet zu machen, werden seiner Meinung nach Englischkenntnisse vorausgesetzt, über die er nicht verfügt. Es ist nicht klar, für welche Ausbildung er sich entscheidet.

Je nach Anliegen werden die Krasnovs entweder von der Integrationslotsin, durch Sozialarbeiter oder von der Familie unterstützt. Die Krasnovs haben in ihrem herkunftsmäßig nicht verdichteten Stadtteil wenig Kontakte zu den Nachbarn. Sonst haben sie keine anderen Kontakte mit den Einheimischen. In der Nachbarschaft kontaktieren sie öfter eine ältere Familie mit dem polnischen Migrationshintergrund und eine deutsche Frau. Herrn Krasnov ist ebenfalls bewusst, dass die Sprachkenntnisse für die Kommunikation wichtig sind, aber auch um die Deutschen zu verstehen, wie sie denken. Dort, wo er ein Praktikum macht, wurde ihm auch von einem Türken dazu geraten, sich so viel wie möglich zu unterhalten, weil man nur selbst davon

profitiert. Herr Krasnov ist sich hinsichtlich seines Berufswegs nicht sicher. Um dauerhaft beschäftigt zu werden, benötigt man eine Ausbildung. Er findet, dass dieser Weg in seinem Fall etwa vier bis fünf Jahre in Anspruch nimmt. Noch ein Jahr würde er in die Sprachausbildung investieren, um danach das Fachabitur zu machen und schließlich mit der Ausbildung oder mit dem Studium anzufangen. Aus dem Interview ist nicht klar, welche Ausbildung genau geplant ist. Offensichtlich ist es für Herrn Krasnov am wichtigsten, dass seine Kinder hier gut leben können. Dafür muss er einen Anschluss in der Arbeitswelt finden. Mit der Beratung durch die Integrationslotsin hatte er nach seinen Worten weniger Erfahrung. Der Verteilung in bestimmte Stadtteile steht er kritisch gegenüber, wobei er selbst daraus schlussfolgert, dass er nur dort auf einheimische Deutsche trifft und ihre Lebensweise und Gewohnheiten kennen lernen kann.

Lebensprojekt III (Münster)

Frau Hamm, geb. 1956 in Russland, ist im Dezember 2003 nach Deutschland und Mitte Januar 2004 nach Münster aus einer westsibirischen 'Studentenstadt' mit einer Bevölkerung von 489 Tsd. gekommen. Sie ist mit einem in Kasachstan geborenen Deutschen verheiratet und hat zwei Kinder – eine 25-jährige Tochter und einen 20-jährigen Sohn. In Münster wohnten bereits ihre Schwiegermutter und andere Verwandte ihres Mannes, eine Wohnortzuweisung nach Münster war dennoch nicht selbstverständlich und mit einer Wartezeit im Grenzdurchgangslager verbunden. Zur Aussiedlung bewegten Frau Hamm die von ihr als besser eingeschätzten Berufs- und Lebensperspektiven für ihre Kinder in Deutschland. Hinsichtlich ihrer Lebensgestaltung in Deutschland hatte sie selbst nur verschwommene Vorstellungen. Viel wurde vor der Einreise über das Leben in Deutschland gelesen und Verschiedenes von Bekannten gehört, deren Äußerungen lieferten aber für sie kein einheitliches Bild darüber. Die Kinder und der Mann von Frau Hamm wurden mit dem Erwerb der Spätaussiedlereigenschaft eingebürgert, sie selbst erhielt einen Ausländerstatus.

Vor der Auswanderung arbeitete sie 24 Jahre lang in einem Krankenhaus, dessen Patienten nur Studierende und Dozenten waren. Sie ist Ophthalmologin (Augenärztin). Ihr in Russland abgeschlossenes Medizinstudium wurde in Deutschland größtenteils anerkannt: Ihr wurde eine Berufserlaubnis erteilt, wobei sie noch ein 18 Monate andauerndes Fachpraktikum und eine Prüfung in Medizin zu absolvieren hat. Die Prüfung soll voraussichtlich im Oktober 2007 stattfinden. Einem unentgeltlichen Fachpraktikum mit 40 Wochenarbeitsstunden geht sie seit drei

Monaten nach. Der Mann von Frau Hamm ist seit zwei Jahren erwerbstätig. Ihrem Mann war es von Anfang an klar, was er beruflich machen sollte, seine Berufspläne wurden durch die Integrationslotsin unterstützt. Ihr Sohn hat mittlerweile sein Abitur in einem deutschen Kolleg nachgeholt und sich zuerst für den Wehrdienst entschieden. Die Tochter hat in Russland eine bautechnische Universität absolviert. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, in einer von ihr als männlich geprägt wahrgenommenen Berufswelt eine Stelle oder ein Praktikum als technische Bauzeichnerin, deren Diplom anerkannt wurde und keine Prüfung nötig war, zu finden, hat sie wunschgemäß mit der Ausbildung als medizinisch-technische Laborassistentin aufgrund ihrer guten Chemiekennntnisse und Vorliebe zur Medizin begonnen.

Bei der Begegnung mit Frau Hamm fällt sofort das Benutzen eines Kopfhörers auf. Es wäre allerdings fehlerhaft, sie sofort als Musik-Fan zu identifizieren. Den Kopfhörer trägt sie bei jeder Gelegenheit: So kann sie sich deutsche Texte anhören, um sich die deutsche Sprache weiter anzueignen. Aus diesem Grund wollte sie auch das Interview in Deutsch führen. Die ersten Minuten des Gesprächs zeigten allerdings, dass ihre Deutschkenntnisse noch nicht ausreichen, um ein freies Interviewgespräch weiterhin in Deutsch führen zu können, deswegen wurde ein Kompromiss gefunden. Frau Hamm erzählte nach der Einstiegsfrage ziemlich ausführlich davon, wie sie „Schritt für Schritt“ ihrem Wunsch nachgeht, auch in Deutschland als Ärztin tätig zu werden: „Putzen gehen kann man immer“. Dieser Wunsch war für sie nicht immer klar. Frau Hamm wusste nicht mal, ob sie angesichts fehlender Deutschkenntnisse ihr Diplom anerkennen lassen sollte. Dazu wurde sie von der Integrationslotsin ermutigt. Sie schilderte ausführlich ihre eigenen Versuche, ein Praktikum zu finden, die von ihrer gleichzeitigen Inanspruchnahme von staatlich geförderten Sprachlernmöglichkeiten und ihrer eigens initiierten kostenpflichtigen Teilnahme an Sprachkursen der VHS begleitet wurden. Sie absolvierte im Zeitraum vom Januar 2004 bis August 2006 etwa sechs Lehrgänge der deutschen Sprache: zwei Sprachkurse des Bildungsinstitutes Münster, parallel zwei kostenpflichtige Abendkurse der VHS, einen ebenfalls kostenpflichtigen Sommersprachkurs in Kinderhaus und einen Sprachkurs als Bestandteil einer Maßnahme der Deutschen Angestelltenakademie, von der sie von ihrem Arbeitsberater erfahren hat. Ein weiterer Bestandteil dieser Maßnahme war ein Orientierungspraktikum in einer Münsteraner Klinik. Sie bewarb sich jedoch weiterhin um ein Fachpraktikum, das sie für die Anerkennung ihrer Qualifikation benötigt. Sie versuchte auch die Sprachförderungsmöglichkeiten durch die Otto-Benecke-Stiftung zu nutzen und verließ aus diesem Grund kurzzeitig die Stadt, konnte allerdings den Lehrgang nicht abschließen, denn ihre Familie sei es nicht gewohnt, dass

sie lange wegbleibt, sie komme ihrer Meinung nach ohne sie nicht aus. Hinsichtlich ihres Spracherwerbs fand sie die internationale Zusammensetzung der Lerngruppe in der VHS besonders förderlich, sie möchte sich auch in diesem Herbst zu einem Sprachkurs dort anmelden. Vom ersten obligatorischen Sprachkurs konnte sie nur die ersten Vorstellungen über die deutsche Sprache bekommen. Zuletzt hat sie den Sprachkurs der Mittelstufe (A2 des GER) besucht. Neben dem Sprachkursbesuch bewarb sich Frau Hamm um einen Praktikumsplatz. Ohne Kenntnisse der Struktur wendete sie sich nicht an die Verwaltung, sondern an den Chefarzt, bis sie den richtigen Weg für sich herausfinden konnte. Die Deutschen seien ihrer Meinung nach allerdings an alles gewohnt und wundern sich nicht mehr und können auch damit umgehen. Plötzlich bekam sie gleichzeitig drei positive Antworten auf ihre persönlichen Initiativbewerbungen. Nach der ersten Zusage begann sie mit ihrem Fachpraktikum in einer Abteilung für Thoraxchirurgie in einer Klinik. Sie schilderte ziemlich detailliert ihre Aufgaben als Anpassungsärztin, erzählte, wie Kollegen und Patienten sich ihr gegenüber verhalten. Die meist von Kollegen und Patienten gestellten Fragen an sie beziehen sich auf ihr Ausreisemotiv und ihre Freizeitgestaltung hier. Frau Hamm geht gerne schwimmen und spielt Keyboard. In Russland spielte sie Klavier und möchte es weiterhin hier in dieser Form unternehmen. Kommunikation ist für Frau Hamm sehr wichtig. Die Kommunikation mit Migranten stellt für sie eine Austauschmöglichkeit dar, die Kontakte mit den Einheimischen bedeuten für sie immer eine andere und interessante Unterhaltung. Im privaten Umfeld hat sie kaum Kontakte mit einheimischen Deutschen. Sie würde gern mit einer anderen deutschen Familie befreundet sein. Die Kontakte mit einheimischen Deutschen in der Freizeit vermisst sie. Sie ist aber sehr froh, engagierte Nachbarn in ihrem Haus kennen gelernt zu haben, die gemeinsame Aktivitäten für Hausbewohner organisieren. Sie wohnt in einem ethnisch nicht verdichteten Stadtteil, in ihrem Haus wohnen aber auch mehrere Migrantenfamilien: Aussiedler, Albaner und Vietnamesen. Eine deutsche Nachbarin hat sich schon in den ersten Tagen selbst vorgestellt: „Wir werden zusammenleben und unsere Hausordnung sieht so und so aus“.

Bei allen Fragen wendet sie sich jetzt an ihre Kollegen, sie sind einheimische Deutsche und können sie auch in spezifischen Fällen genauer beraten. Institutionelle Beratungsangebote sind für sie insofern überflüssig bzw. unzureichend, ausgenommen die Beratung durch die Integrationslotsin. Am wichtigsten ist für sie in Deutschland ihre eigene Familie. Erwerb der deutschen Sprache ist ihrer Meinung nach für einen Migranten am nötigsten und ebenfalls wichtiger als alles Andere. Es fiel auch ihrem Mann leichter, sich hier in Deutschland (beruflich) zurechtzufinden, weil er eines deutschen Dialekts von Zuhause aus mächtig ist. Aber auch den

Aspekt Wohnen hebt sie hervor: Wichtig ist es für sie, bei der Wohnungssuche unterstützt zu werden. Wichtig ist es für sie auch, die Wartezeit zu reduzieren, d.h. die Zeitspanne zwischen der Ankunft in Friedland, dem Bezug der Übergangseinrichtung und dem Umzug in die eigenen vier Wände. Sie würde einem Einreisewilligen empfehlen, so viel wie möglich von Deutschland zu lernen, bevor man einwandert, obwohl eine richtige Bekanntschaft mit Deutschland erst dann möglich ist, wenn man selbst den deutschen Alltag tagtäglich durchschreitet. Sinnvoll war es zu Beginn für sie, möglichst viele Informationen z.B. in Form eines von der Integrationslotsin erstellten Wegweisers und Readers über Münster und eines Handbuchs über Deutschland zu bekommen. Der Erwerb der deutschen Sprache fällt ihr ihrer Meinung nach noch schwer. Sie meint, sie beginnt nun aber die Sprache zu verstehen und das Leben nimmt eine Ordnung an. Mit ihrem Motto „Schritt für Schritt“ möchte sie nicht durch das Leben schlingern, sondern es planen können. Ob sie ihr, wie sie sagt, langfristiges Ziel, als Ärztin eingestellt zu werden, erreicht, ist für sie noch offen. Dies lässt sich tatsächlich nur schwer beurteilen. Individuelle Eigenschaften bzw. Ressourcen von Frau Hamm und staatliche bzw. kommunale Unterstützung und Erwartungen treffen sich hier auf gleichem Wege. Wie das Beispiel mit dem Spracherwerb zeigt, sind konsequente Hartnäckigkeit, ausgeprägte Selbstinitiative und Mut hilfreiche Werkzeuge eines Migrantens. Das vorgestellte Interview lässt sich aber nicht als ein typisches Interview bezeichnen.

Lebensprojekt I (Enschede)

Ein asiatischer Mann kam im Februar 2004 in den Niederlanden an. Nicht aus seinem ursprünglichen Herkunftsland, sondern aus Saudi-Arabien, wo er nach seiner Ausbildung als Desktop – Publisher, Webdesigner und Programmierer in einem großen Ölunternehmen tätig war. Kurz gesagt, eine gute Laufbahn.

Über einen Landsmann lernte er eine Niederländerin kennen und das war der Grund für ihn, in die Niederlande zu kommen. Er hatte keine besonderen Vorstellungen darüber, was er in den Niederlanden genau unternimmt, keine konkreten Pläne, die Heirat ausgenommen. Ferner wollte er sehen, was sich machen lässt.

Mittlerweile sind sie verheiratet und haben sich zusammen um zwei mit in die Ehe gebrachte Kinder seiner Frau zu kümmern. Er meint, dass er auch in der Zukunft in den Niederlanden leben bleibt. Die ganze, große Familie seiner Frau, zu der er viel Kontakt hat, lebt in den Niederlanden.

Er spricht ausreichend Niederländisch und versteht die Sprache ohne weiteres gut. So gern er auch einer Beschäftigung nachgehen würde, findet er momentan keine Arbeit. Sechs Monate lang hat er sich freiwillig in einem Computerunternehmen engagiert, bis er aufhören musste, weil es schwer für ihn war, diese Tätigkeit mit seinem Integrationskurs und viel Hausarbeit zu vereinbaren. Das Unternehmen ist mittlerweile bankrott, glaubt er. Er hat sich bei diversen Zeitarbeitsfirmen angemeldet, die ihm anscheinend keine Arbeit anzubieten haben. Gut Niederländisch zu sprechen ist sehr wichtig und obwohl er das Sprachniveau 3 aufweist, ist es offenbar nicht ausreichend.

Auch seine Ambition, weiter zu studieren, scheint er aufgrund seiner beschränkten Beherrschung der niederländischen Sprache nicht verfolgen zu können. Von der Hochschule wurde ihm mitgeteilt, dass sein Sprachniveau unzureichend ist, um sich zur Ausbildung im Fach Informatik einschreiben zu lassen. Das findet er merkwürdig. Niederländisch versteht er doch gut, seinen Kollegen kann er ebenfalls gut folgen. Außerdem sind, alle Bücher, die in der Ausbildung verwendet werden, in Englisch, Programmiersprachen sind in Englisch und Niederländisch ist seiner Meinung nach für seine spätere Berufstätigkeit nicht wirklich nötig. Wenn er einen anderen Beruf erlernen würde, z. B. Richter oder Arzt, dann natürlich, aber im Bereich Informatik hat man in der Praxis dennoch mehr mit Englisch zu tun, und „alle Niederländer sprechen Englisch“.

Vorübergehend kann er sich also in seinem Fachgebiet nicht weiter ausbilden lassen und auch keine notwendigen niederländischen Diplomzeugnisse erwerben. Internetkurse bilden für ihn keine Alternative. Das ist zu viel Selbststudium. Er findet es viel angenehmer, die Dinge erklärt zu bekommen von Menschen, die sie vormachen: „wenn jemand das einmal vorführt, dann kann ich das“.

In Anbetracht der Hindernisse, die er erlebt hat, hat er sich vorgenommen, dieses Jahr dafür zu nutzen, um seine Niederländischkenntnisse zu verbessern und er wird versuchen, das Staatsexamen zu bestehen. Wenn er das Niveau 4 oder 5 erreicht, kann er sich noch einmal an die Hochschule wenden. Nebenbei experimentiert er mit allerlei Software, die er für sich beschaffen kann.

In den Niederlanden hat er viele soziale Kontakte, nicht nur bezogen auf die Familie seiner Frau, er hat auch viele andere Freunde sowohl unter Niederländern als auch unter Allochtonen (Zugewanderten). Er ist einfach gewohnt, Kontakte zu knüpfen „Ich habe mit so vielen Menschen aus verschiedenen Ländern gearbeitet“. Seiner Meinung nach sind die Niederlande ein gutes Land zum Leben. Er ist hier frei, nicht so wie in anderen Ländern, auch die Niederländer sind gute

Menschen. Nur das Wetter ist häufig schlecht und die Sprache ist natürlich schwer. Er fühlt sich aber im Allgemeinen gut behandelt und hat diesbezüglich keine konkreten Empfehlungen dazu, wie es besser gehen kann. Noch einmal hervorgehoben hat er, dass es für ihn nicht nahe liegend ist, dass seine (offensichtlich) beschränkte Sprachbeherrschung für Arbeitgeber oder für die Hochschule ein Problem darstellt.

Seiner Meinung nach ist es jedenfalls gut, dass es in den Niederlanden einen verpflichtenden Sprachunterricht gibt und auch sein wichtigster Tipp an Neuzuwanderer ist wie folgt: „Sprache ist wichtig, du musst sie gut lernen, dann kannst du hier alles tun“.

Lebensprojekt II (Enschede)

Sie ist aus dem Irak in die Niederlande gekommen, um zu heiraten und bei der Einreise hatte sie keine konkreten Pläne. Sie kannte hier nur die Familie, in die sie eingehiratet hatte.

Zunächst dachte sie, es sei nicht schön hier zu leben. Ein großer Unterschied zwischen ihrem Herkunftsland und den Niederlanden machte es ihr sehr schwer. Die Sprache war schwer und in der ersten Zeit wusste sie nicht, wie sie sich kleiden sollte. Im Herkunftsland kann man z. B. in einer Hose nicht nach draußen gehen und alle tragen ein Kopftuch, es gehört dazu, ein Kopftuch zu tragen. In den Niederlanden schauen dich alle richtig an, wenn du ein Kopftuch trägst.

Nach der Ankunft in den Niederlanden hat sie die ersten neun Monate zu Hause gesessen. In dieser Zeit haben ihr Mann und ihre Schwiegereltern ihr am meisten geholfen. Dann musste sie auf einmal zum Unterricht gehen. Zu Beginn fand sie es schwer und nicht besonders schön. Sie kannte keinen, beherrschte die Sprache noch nicht gut genug. Nach drei Monaten wollte sie aber jeden Tag zum Unterricht hingehen. Mit anderen sprach sie Niederländisch und knüpfte Freundschaften. Das einzige Problem war, dass sie zu weit vom ROC wohnte, um mit dem Rad hinzufahren, also musste sie den Bus nehmen. Ende letzten Jahres beendete sie die Kurse und war mit dem Unterricht fertig. Sie erhielt das Sprachniveau 2.

Vor kurzem hat sie auf eine besondere Art und Weise die Unterstützung von einem Nachbarmädchen erfahren, zu dem sie Kontakte hat. Sie war nicht sicher, ob sie schwanger ist. Das Nachbarmädchen hat ihr dazu geraten, einen Test zu kaufen und erzählte, wie er benutzt wird. Mittlerweile weiß sie, dass sie im vierten Monat schwanger ist.

Sie hat nun zwei Jahre lang den Unterricht besucht und es geht ihr gut in den Niederlanden. Sie hat ihren Kleidungsstil mehr an das westliche Verständnis angepasst und alle

verstehen sie jetzt. Sie geht in Geschäfte, zum Arzt und zur Hebamme, und um Niederländisch zu lernen, versucht sie mit anderen zu sprechen. Letztes Jahr hatte sie „viel Glück“. Sie hat ihr Zeugnis bekommen, sie bekommt ein Kind, ihr Mann hat seinen Führerschein gemacht, sie bekommen ein neues Haus und sie bekommt einen niederländischen Pass. Das Leben in den Niederlanden findet sie besser als im Herkunftsland. „Hier in den Niederlanden hat man mehr Freiheit. Im Herkunftsland muss man zur Polizei gehen und um Erlaubnis bitten, um die Stadtgrenze zu überschreiten. [...] Wenn du einen Pass haben möchtest, musst du dich alle drei Monate bei der Polizei melden und eine Erklärung abgeben“. Sonst findet sie es schade, dass sie keine Kontakte mehr mit ihren Freunden im Herkunftsland hat.

Nach dem Unterricht macht sie die Hausarbeit. Die letzt genannte findet sie sehr wichtig, vor allem das Kochen. In ihrer Kultur macht man sich viel Arbeit mit dem Kochen. Häufig besucht sie auch ihre Schwiegereltern. Mit dem niederländischen Nachbarmädchen spricht sie so viel wie möglich Niederländisch und versucht so viel wie möglich von ihr zu lernen. Sonst hat sie keine niederländischen Bekannten. Es ist schwer, Niederländer als Freunde zu gewinnen, vor allem wenn man die Sprache noch nicht so gut beherrscht. Sie hat aber viel Kontakt zu anderen Zugewanderten, wobei Kontakte zu Niederländern für sie wichtiger sind.

Ab und zu verstehen die Menschen sie nicht gut. Z. B. als sie Sachen für ihr Baby kaufen wollte. Dann überlegt sie gut, was sie sagen will, Wenn die Menschen sie nicht gut verstehen, fragen sie sie nach. Dann versucht sie so gut wie möglich zu umschreiben und fast immer gelingt es ihr gut.

Über ihre Zukunft in den Niederlanden denkt sie positiv. Sie möchte in den Urlaub, so bald sie das Kind bekommt und ihren Pass hat. Eigentlich möchte sie auch definitiv zurück in ihr Herkunftsland, allerdings nicht ohne ihren Mann, der in den Niederlanden bleiben möchte.

Über die Migration und die Erstintegration denkt sie wie folgt nach: "Es ist besser, dass keine Menschen mehr in die Niederlande kommen. [...] Die Menschen können besser für ihr eigenes Land arbeiten, um ihr eigenes Land aufzubauen und zu verbessern“.

Lebensprojekt III (Enschede)

Er hatte keine Erwartungen in Bezug auf die Niederlande. Als er aus Afrika flüchtete, wusste er nicht mal, dass er in den Niederlanden landet. Seine Schwester und seine Mutter wohnen noch in Afrika. Sein Vater ist im Krieg umgekommen.

Bei der Einreise in die Niederlande fallen große kulturelle Unterschiede auf. Das Essen ist anders, die Zeiten, wann gegessen wird, sind anders und auch wie oft am Tag gegessen wird, ist anders. In den Niederlanden gelten andere Regeln und Gesetze als in seinem Herkunftsland. Am schwierigsten ist es, einen Platz in der Gesellschaft zu finden. Hierbei braucht er viel Unterstützung. Alles in den Niederlanden ist so anders.

Hilfe hat er vor allem von seinen Freunden bekommen, die aus seinem Land kommen und in die Niederlande ebenfalls geflüchtet sind. Danach war der verpflichtende Sprachunterricht beim ROC sehr, sehr gut. Im Unterricht lernt man die Sprache und ohne die Sprache kann man in einem Land weder normal leben noch in der Gesellschaft gut funktionieren. Sonst hat er wenig Hilfe bekommen, weder von individuellen Menschen noch von Organisationen. Er hat auch nicht danach gefragt. Alle Hilfeleistungen, die er bekommen hat, waren gut und von der Unterstützung, die er nicht bekommen hat, kann er nicht das Gegenteil behaupten.

Das Leben in den Niederlanden ist immer noch nicht leicht, obwohl es besser ist, als er erwartet hat. Es gibt hier Freiheit und Demokratie. Das ist ganz wichtig. Er widmet viel Zeit dem Unterricht. In seiner Freizeit spielt er gern Gitarre. Weiterhin geht er am Wochenende mit Freunden aus. Er hat das Gefühl, dass er sich gut zu helfen weiß, aber die Sprache macht es ihm noch schwer. Schwer ist es auch, eine Arbeit zu finden und soziale Beziehungen mit Niederländern aufzubauen. Er findet es sehr schade, dass er keine niederländischen Freunde hat. Die Nachbarn sind Niederländer, er spricht mit ihnen ab und zu, aber richtige Freunde sind sie nicht geworden. Sonst hat er wenig Kontakt mit Niederländern. In den Erstintegrationskursen sind Lehrkräfte die einzigen Niederländer, in der Nachbarschaft sind fast alle direkten Nachbarn Niederländer. Wenn man in der ersten Zeit in den Niederlanden ankommt, ist man in einem Flüchtlingszentrum, dort sind natürlich nicht viele Niederländer anzutreffen. Es sind alles Ursachen dafür, dass man sich in einer Art Isolation befindet.

Er konnte noch keine Stelle finden, deswegen auch keine niederländischen Kollegen. Das findet er schade. Er lebt in den Niederlanden, möchte auch die Sprache noch besser lernen und sich ‚noch mehr‘ integrieren. Das alles ist leider mühsam ohne niederländische Kollegen und Freunde. Kontakte zu anderen Migranten zu haben ist jedoch ebenfalls wichtig. Es ist wichtig, Freunde zu haben. Sie verstehen deine Situation. Um sich zu entwickeln, kommt es nicht darauf an, woher man kommt, sondern auf die Persönlichkeit. Wenn du aber in der niederländischen Gesellschaft funktionieren möchtest, dann musst du auch niederländische Freunde haben.

Allgemein wird er seiner Meinung nach gut behandelt, die Niederländer sind nett, es gibt

aber auch Diskriminierung, z. B. einmal, als er in Enschede ausgehen wollte. Er wollte mit einem Freund in die Diskothek und durfte nicht rein, weil er Sportschuhe trug. Das war gegen die Regeln. Etwas später kamen zwei niederländische Jungen zur Diskothek, er und sein Freund standen noch da draußen. Beide niederländischen Jungen trugen Sportschuhe und wurden problemlos eingelassen. Die beiden Männer fühlten sich im Augenblick sehr verletzt. Das Schlimmste an der Situation war, dass neben dem Türsteher vor der Diskothek ein Polizist stand. Er hat alles gesehen. Der Mann und sein Freund sind zu dem Polizisten hingegangen. Er hat aber nichts unternommen. Der Polizist nahm so an der Diskriminierung teil. Auf diese Art und Weise ist er öfter mit Diskriminierung in Berührung gekommen.

Er hat gute Hoffnung hinsichtlich der Zukunft. „Es kann nur besser werden“. Er möchte eine technische Ausbildung machen und wartet noch auf die Zulassung. Nach dieser Ausbildung möchte er so schnell wie möglich eine Arbeit finden.

Was die Integrationspolitik anbetrifft, so ist er der Meinung, dass mehr Unterstützung nötig ist. Den Niederländern ist es manchmal nicht bewusst, wie groß die Unterschiede sind. Die kleinsten Dinge sind anders. Z. B. Beim Bezahlen in Geschäften, einige Migranten sind an Feilschen gewohnt und probieren das auch in den Niederlanden aus, mit der Konsequenz, dass die Niederländer sie seltsam finden. Migranten sollten auch häufiger und länger am Unterricht teilnehmen und die Sprache besser und schneller lernen. Auch die Unterstützung bei der Arbeitssuche sollte gut sein. Die Politik im Bereich Diskriminierung muss anders sein. Niederländer sollten nicht mehr diskriminieren. Das ist herablassend und falsch. Sein Tipp für andere Migranten lautet: "Nehmt eine gute Haltung an. Setzt euch durch!".

5 Schlussbetrachtungen

In dieser Studie, die in Ergänzung der quantitativen Evaluation des deutsch-niederländischen INTERREG-Projekts „Zuwanderer integrieren“ durchgeführt wird, werden Integrationsentwicklungen von Migranten qualitativ untersucht, wobei die Frage danach aufgegriffen wird, was Migranten selbst für ihren Integrationsfortschritt wichtig gewesen ist und in welchen Bereichen sie Chancen dafür wahrnehmen. Es werden ihre Orientierungen und Einschätzungen beschrieben. Im Folgenden werden wesentliche Ergebnisse der Interviewinterpretationen in Grundzügen vorgestellt. Für diese Vorstellung gilt es, organisierte bzw. Eigenaktivitäten von Migranten hervorzuheben, die aus ihrer Sicht Integrationswirkungen haben.

Das Verfügen über sprachliche Ressourcen ist für Migranten in beiden Ländern vorrangig. Die Integrationsförderung soll beim Aufbau sprachlicher Kenntnisse ansetzen. Der verbindende Charakter der Erstintegrationskurse wird von deren Absolventen in Enschede akzeptiert. Vermutlich liegt es daran, dass der Unterricht nicht nur einen Lernraum, sondern auch einen wichtigen Sozialraum - Treffpunkt verschiedener Ethnien und Migrationserfahrungen - für Neuzuwanderer anbietet. Derartige institutionelle Interventionen bedürfen aus der Sicht der Zugewanderten einer angemessenen transparenten didaktischen Ausgestaltung und auch ihre eigene Mühe lohnt sich. Erfahrungen von Migranten zeigen weiterhin, dass auch bei fortgeschrittener Sprachkompetenz weitere Anschlussmöglichkeiten nicht ohne weiteres zugänglich sind. Trotz einiger erster negativ gefärbter Erfahrungen darf die Rolle der Sprachkenntnisse im Hinblick auf Integrationsfortschritte dennoch nicht unterbewertet werden.

Durch eine schnelle Aneignung der Sprachkenntnisse nimmt das Selbstvertrauen der Teilnehmer zu. Die Migranten sind besser fähig, Kontakte anzuknüpfen. Soziale Beziehungen werden zunächst mit anderen Migranten aufgebaut. 'Leidensgenossen' begegnen die Neuzuwanderer in üblichen Stationen für Migranten - in Aufnahmestellen oder in Sprachkursen. Diese sozialen Beziehungen bieten einen Informationsaustausch teilweise bereits mittels ausbaufähiger niederländischer bzw. deutscher Sprache. Einen ersten Arbeitsplatz finden sie vermutlich infolge ihrer Teilnahme an Freundschaftsnetzwerken bzw. Kommunikationskreisen mit Personen gleicher Migrationserfahrung. Für Heiratsmigranten sowie für Aussiedler sind Verwandtschaftnetzwerke die Quelle von Hilfestellungen und Anregungen, wobei Heiratsmigranten auch außerhalb der Verwandtschaft Kontakte zu Personen mit

Migrationserfahrung aufbauen. Aussiedlernetzwerke sind durch ihre Familienbezogenheit gekennzeichnet, Aussiedler nehmen vielmehr an Kommunikationskreisen mit Personen gleicher Herkunft teil. Tragen sie anfangs zu einem emotionalen Wohlbefinden der Aussiedler bei, werden sie im Zeitverlauf teilweise als Leerlauf empfunden.

Feststellbar ist außerdem, dass Aussiedler eigentlich weniger an Kommunikationskreisen mit Personen gleicher Herkunft in Wohnquartieren interessiert sind. Wohneinstellungen und Zugehörigkeitsorientierungen der Aussiedler nähern sich denen der sogenannten Bestandsausländer bzw. der zweiten oder dritten Generation der Zugewanderten an. Aussiedler bevorzugen es, sich in Stadtteilen ohne Migrantenkonzentration niederzulassen. Ihre Niederlassung in herkunftsmäßig verdichteten Stadtteilen lässt sich meistens damit begründen, dass den Neuzuwanderern eine hohe Migrantenkonzentration der Stadtteile nicht von vornherein bekannt ist und auch sozial verträgliche Wohnungen dort eher zu finden sind. Die Stadt Münster ermöglicht somit den Neuzuwanderern mithilfe einer den Migranten gegenüber aufgeschlossenen Integrationslotsin ihre wunschgemäße Niederlassung in herkunftsmäßig nicht verdichteten Wohnquartieren. Eine freiwillige Verteilung von Migranten über die ganze Stadt hinaus ist machbar. Eine nahe räumliche Nachbarschaft der bei der Wohnungssuche auf staatliche Hilfe angewiesenen Migranten mit der einheimischen Bevölkerung ist dadurch nicht automatisch gegeben. Nicht desto trotz ergeben sich Kontakte zur einheimischen Bevölkerung zumeist aus den Bekanntschaften in solchen Wohnquartieren. Aus den Interviewinterpretationen kann zudem abgeleitet werden, dass die Nachbarschaft insofern von Bedeutung ist, dass sie die Aufnahmegesellschaft abbildet und die Präsenz der Aufnahmegesellschaft darstellt. Hier finden Lernprozesse statt, bei denen Vorurteile auf- und abgebaut werden. Aus solchen Lern- und Öffnungsprozessen in herkunftsmäßig nicht verdichteten Stadtteilen können sich Anchlusseffekte ergeben.

Für Migranten ist der Nutzen von Grußbekanntschaften in der Nachbarschaft nicht offensichtlich. Ihre Erwartungen liegen höher: Migranten stehen Kontakten mit Einheimischen aufgeschlossen gegenüber. Aus der Forschungsliteratur zum Sozialkapital ist allerdings bekannt, dass gerade derartige „beiläufige Formen sozialer Beziehungen“, die den schwachen Bindungen zugeordnet werden, für bestimmte Zwecke wie z. B. Arbeitssuche nützlicher sein können als starke Bindungen, zu denen beispielsweise intensive Freundschaftskontakte zählen (vgl. Putnam/Goss 2001: 26f.). Dies lässt sich nach einer relativ kurzen Aufenthaltsdauer der Neuzuwanderer noch nicht bestätigen.

Die Interviewinterpretationen zeigen sehr deutlich, dass Migranten ihre Chancen in Bezug auf Integration in der Kontaktaufnahme mit der einheimischen Bevölkerung sehen. Teilnahme an interethnischen Kommunikationskreisen ist im institutionellen Umfeld möglich, soweit einer Beschäftigung nachgegangen wird und auch in dem in Frage kommenden Arbeitsfeld Einheimische tätig sind. Infolge solcher Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung nimmt das Selbstwertgefühl von Migranten zu, sie werden teilweise in die Lage versetzt, sich beruflich neu- bzw. umzuorientieren.

Weiterhin ist feststellbar, dass Informationen und Unterstützung von Migranten in vertrauten Beziehungen angestrebt werden: Zuerst werden Verwandtschaftsnetzwerke in Anspruch genommen, dann Bekanntschaften aus üblichen Durchgangsstationen von Migranten und dem beruflichen Umfeld. Beratungsstellen oder relevante Institutionen werden aufgesucht, soweit hiermit Formalitäten zu regeln sind. Anders ist es, wenn die Lotsin als Verwaltungskraft und Bestandteil eines verwaltungsinternen sowie stadtweiten Netzwerks zwischen Migranten und institutionellen Kapazitäten vermittelt. Der Lotseneinsatz erweist sich für die Migranten als förderlich, ihnen wird durch die Lotsin der Zugang zu Beschäftigungsangeboten ermöglicht, sie werden zu einer vermessenen Zukunftsgestaltung ermutigt. Das Heranführen der Migranten an Beziehungsgeflechte mit den Einheimischen ist der richtige Weg und hier gibt es noch ungenutzte Potenziale. Und dieses Heranführen ist der Weg, in dem die Migranten ihre Chancen zur Partizipation an gesellschaftlichen Ressourcen sehen.

Integration wird durch die Migranten mit individuellen Strategien verfolgt und geht in unterschiedlichem Tempo voran. Gemeinsam ist für Migranten die Einsicht, dass sie über Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung an der Gesellschaft teilnehmen und sich selbst erst dann als Teil dieser Gesellschaft begreifen. Austauschbeziehungen mit der einheimischen Bevölkerung werden als notwendig und unabdingbar gesehen. Die Migranten wünschen sich externe Arrangements, die ihnen die Erweiterung von sozialen Kommunikationskreisen mit den Einheimischen ermöglichen.

Literatur

Baraulina, Tatjana (2006): In: Walter, Anne/ Menz, Margarete/ De Carlo, Sabina (Hg.): Grenzen der Gesellschaft? Migration und sozialstruktureller Wandel in der Zuwanderungsregion Europa. IMIS-Schriften, Bd. 14. Göttingen: V&R unipress.

Bade, Klaus J. (2006): Migration, Integration und kulturelle Vielfalt: historische Erfahrungen und aktuelle Herausforderungen. In: Kulturelle Vielfalt in der Stadtgesellschaft. 34. Cappenberger Gespräch der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft, 3.11.2005 (Cappenberger Gespräche, Bd. 34), Köln [in Vorbereitung]. In: http://www.kjbade.de/index.php?gewaehltes_hauptmenue=15, gefunden am 03.01.2007.

Bommes, Michael (2002): Ist die Assimilation von Migranten alternativlos? Zur Debatte zwischen Transnationalismus und Assimilationismus in der Migrationsforschung. In: Bommes, Michael/ Noack, Christina/ Tophinke, Doris (Hg.): Sprache als Form. Festschrift für Utz Maas zum 60. Geburtstag. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Glatzer, Wolfgang (2004): Integration und Partizipation junger Ausländer vor dem Hintergrund ethnischer und kultureller Identifikation. Ergebnisse des Integrationssurveys des BiB, (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, H. 105c), Wiesbaden (zus. mit Rabea Krätschmer-Hahn). In: <http://www.bib-demographie.de/publikat/materialien/Heft105c.pdf>, gefunden am 03.01.07.

Haug, Sonja (2005): Zur Erklärung ethnischer Unterschiede in der Partnerwahl und im generativen Verhalten. In: Haug, Sonja/ Diehl, Claudia (Hg.): Aspekte der Integration. Eingliederungsmuster und Lebenssituation italienisch- und türkischstämmiger junger Erwachsener in Deutschland (Schriftenreihe des Bundesinstitutes für Bevölkerungsforschung, Bd. 35). S. 195-225.

Kourilo, Olga (2006): Russlanddeutsche als Vermittler im interkulturellen Dialog. In: Ipsen-Peitzmeier, Sabine/ Kaiser, Markus (Hg.): Zuhause fremd: Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: transcript. S. 381-405.

Maas, Utz (2005): Sprache und Sprachen in der Migration im Einwanderungsland Deutschland. In: Maas, Utz (Hg.): Sprache und Migration. IMIS-Beiträge, Heft 26. Bad Iburg: Grote Druck. S. 89-133.

Michalowski, Ines/ Snel, Erik/ Svensson, Jörgen/ Thränhardt, Dietrich (2006): Zuwanderer integrieren. Eine vergleichende Evaluation lokaler Programme in Münster und Enschede. In: <http://www.muenster.de/stadt/zuwanderung/pdf/2006evaluation.pdf>, letzter Abruf am 25.09.06.

Rabkov, Irina (2006): Deutsch oder fremd? Staatliche Konstruktion und soziale Realität des 'Aussiedlerseins'. In: Ipsen-Peitzmeier, Sabine/ Kaiser, Markus (Hg.): Zuhause fremd: Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: transcript. S. 321-346.

Savoskul, Maria (2006): Russlanddeutsche in Deutschland: Integration und Typen der ethnischen Selbstidentifizierung. In: Ipsen-Peitzmeier, Sabine/ Kaiser, Markus (Hg.): Zuhause fremd: Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: transcript. S. 197-221.

Seveker, Marina/ Svensson, Jörgen/ Thränhardt, Dietrich (2006): Wie optimieren wir Integration? Innovative Konzepte der Integrationsförderung in Münster und Enschede. Endbericht zur Evaluation des deutsch-niederländischen INTERREG-Projekts „Zuwanderer integrieren“.

Thränhardt, Dietrich/ Hunger, Uwe (2000): Einwanderer-Netzwerke und ihre Integrationsqualität in Deutschland und Israel. Münster: Lit.

Weiss, Karin/ Thränhardt, Dietrich (2005): Selbsthilfe, Netzwerke und soziales Kapital in der pluralistischen Gesellschaft. In: Weiss, Karin/ Thränhardt, Dietrich (Hg.): Selbsthilfe. Wie Migranten Netzwerke knüpfen und soziales Kapital schaffen. Freiburg im Breisgau: Lambertus. S. 8-44.

Zajončkovskaja, Žanna (2005): Migracionnaja situacija sovremennoj Rossii. In: <http://demoscope.ru/weekly/2005/0187/analit06.php>, gefunden am 02.02.2005.

Leitfaden



Themenbereiche und Fragen für Interviews mit Migranten in Münster

Themenbereich 0: Ausgangssituation und Einstieg

Erzählen Sie von sich und Ihrer Familie, von Ihrer Ankunft in Deutschland bis zu unserem Gespräch. Ich werde Sie erst einmal nicht unterbrechen. Erzählen Sie, wie Sie sich hier eingelebt haben, alles, was Ihnen wichtig erscheint.

Themenbereich 1: (Un-)realistische Erwartungen

- Wann und wie haben Sie sich zur Migration entschieden?
- Was haben Sie von Ihrem Leben in Deutschland vor der Einreise erwartet?
- Wie haben Sie sich Ihre Zukunft hier vorgestellt? Hatten Sie konkrete Pläne?

Themenbereich 2: Wohnsituation und Nachbarschaft

Was war für Sie anders, neu, hilfreich oder störend, als Sie aus dem Wohnheim in Ihre heutige Wohnung umgezogen sind? Haben Sie nette Nachbarn?

Themenbereich 3: Erste Erfahrungen und Einschätzungen

Wie ist es für Sie, in Deutschland ein neues Leben aufzubauen und das Leben in Deutschland kennen gelernt zu haben?

- Haben Sie es schwerer oder eher leichter gefunden, als Sie es sich vorgestellt haben?
- Gibt es etwas, was leichter war, als Sie es erwartet haben?
- Gibt es etwas, was für Sie schwerer war oder ist?
- Finden Sie, dass für Sie Hilfe nötig war, bei Ihrem Lernen des Lebens in Deutschland oder konnten Sie von Anfang an zurechtkommen?
- In welchem Fall haben Sie Hilfe benötigt? In welchem Fall nicht?

Themenbereich 4: Unterstützungsmöglichkeiten

- Welche Menschen oder Organisationen haben Ihnen zumeist geholfen?
- Gab es auch Menschen oder Organisationen, bei denen Sie den Eindruck hatten, dass Sie Ihnen weniger geholfen haben oder sogar störend waren? Können Sie Beispiele nennen?
- Hat die Beratung manchmal zu Dingen geführt, mit denen Sie nicht einverstanden waren?
- Gab es während der Beratung durch die Lotsin für Sie hilfreiche Erfahrungen, die Sie gerade erinnern? Was hat das Ihnen geholfen? Warum?
- Gab es auch hier Situationen, in denen Sie die Beratung eher als weniger hilfreich oder weniger nötig empfunden haben?
- Hatten Sie Unterstützung von Menschen aus Ihrer Umgebung? In welchem Fall?

Themenbereich 5: Familie und Berufstätigkeit: Hat sich das Verhältnis zueinander in der Familie durch das Leben in Deutschland verändert?

- Fällt es bestimmten Familienangehörigen leichter, sich in der deutschen Umgebung zurechtzufinden?
- In wie fern haben Sie die deutschen Schulen kennen gelernt? Wie wird in Ihrer Familie die Frage des Taschengeldes für die Kinder gelöst?

Themenbereich 6: Allgemeinbefinden: Was meinen Sie, wie geht es Ihnen in Deutschland?

- Wie ist es für Sie in Deutschland zu leben? Ist Ihr Leben hier besser oder weniger gut, als Sie es erwartet haben?
- Was finden Sie gut an Ihrem Leben in Deutschland?
- Fühlen Sie sich hier wohl?
- Was finden Sie weniger angenehm? Warum?
- Was ist für Sie in Deutschland am Wichtigsten (Arbeit, Schule/ Bildung, Freizeit, Sonstiges)?
- Was haben Sie unternommen, als Sie noch keine Arbeit hatten, um diese zu finden? Was hat Ihnen geholfen? Was haben Sie für sich daraus gelernt?
- Haben Sie Aussicht auf eine Beschäftigung? Was kann Ihnen helfen?
- Haben Sie das Gefühl, dass Sie in Deutschland klar kommen? Was finden Sie noch schwer? Woran liegt das?
- Fühlen Sie sich hier als Deutsche(r)? Warum? Was bedeutet für Sie deutsch zu sein?

Themenbereich 7: Soziale Beziehungen

Welche Personen sind für Sie in Deutschland wichtig?

- Finden Sie es wichtig, Kontakte zu einheimischen Deutschen zu haben? Warum?
- Finden Sie es wichtig, Kontakte zu anderen Migranten zu haben? Warum?
- Finden Sie, dass Sie von einheimischen Deutschen gut und anständig behandelt werden?
- Was ist Ihrer Meinung nach wichtig zu wissen, um in der deutschen Gesellschaft funktionieren zu können?

Themenbereich 8: Perspektiven

Was denken Sie über Ihre Zukunft in Deutschland?

- Denken Sie, dass Ihnen hier in der Zukunft gut gehen wird?
- Haben Sie konkrete Pläne oder Erwartungen für die Zukunft, was die Arbeit, Ausbildung oder Familie anbetrifft?

Thema 9: Empfehlungen

Was würden Sie empfehlen, wenn wir Sie danach fragen, wie in der Zukunft in Deutschland mit Neuzuwanderern besser umgegangen werden soll?

- Was sollte man Ihrer Meinung nach in der Zukunft besser oder anders machen?
- Was sollte man vor allem nicht mehr tun?
- Welche Tipps würden Sie als Migrant einem Neuzuwanderer in Deutschland geben?

Vielen Dank Ihnen dafür, dass Sie uns mit Ihrer Geschichte und Ihren Erfahrungen vertraut gemacht haben. Vielleicht möchten Sie noch etwas sagen, worüber wir noch gar nicht gesprochen haben?